Die Nachtlampe.

II.

Die Nachtlampe.

II.

Von

A. von Sternberg.

Berlin, 1854.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Der Balsam von Mecca.

Wenige Stunden vor Einbruch der Nacht kam ich in Prag an. Es war einer jener langweiligen regnigten Sonntage, die am Schlusse von sechs hellen und freundlichen Wochentagen stehen wie die Reue eines Leichtsinnigen nach einem halben Dutzend lustiger und verderblicher Thorheiten. Ich stieg im Gasthof zur goldnen Kugel ab. Mein Gepäck ward hineingeschafft und mir ein Zimmer zur ebenen Erde angewiesen. Der Raum war hoch und gewölbt, und nichts weniger als anheimelnd. Eine alte düstere Tapete deckte Wände, die massenhaft und schwer ein hohes, thurmartiges, mit Giebeln und Erkern reichlich versehenes Oberhaus zu tragen hatten, und der Fußboden war von Stein, mit einem Teppich belegt, der jedoch nicht ausreichte und in den Ecken des Gemachs Sprünge und Vertiefungen im Steingefüge

sehen ließ als wären überall Fallthüren und geheime Kellereingänge angebracht. Eine Stunde brachte ich zu, meine Phantasie spazieren zu führen, und sie mir von den alten Geschlechtern berichten zu lassen, die hier gehaust; dann aber zog mein brausender Theekessel mich in eine noch ziemlich wohnliche Ecke der Halle und ich ließ mich auf einen alterthümlichen Sopha nieder, der, was Bequemlichkeit anbetraf, mit einem Lager der frommen Einsiedler in der Thebais kühnlich einen Wettstreit hätte eingehen können.

Ich hatte bisher nicht bemerkt, daß ich nicht allein war. Dicht neben mir, nur durch eine vermorschte Thür, die ein kleines Schiebfensterchen hatte, gesondert, führte eine lustige Gesellschaft ein trinkendes, singendes und schwatzendes Leben, das sich bis tief in die Nacht hinein verlängern zu wollen schien. Die Stimmen klangen jugendlich, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, leise das Schiebfensterchen zu öffnen und mir meine Nachbarn zu betrachten. Es waren Studenten. Die große weitläufige

Wirthsstube schien ihnen ganz allein eingeräumt; nur wenige schattenhafte Gestalten saßen jenseits des ungeheuren runden Tisches, und verschwanden nach und nach, je deutlicher durch die Stille die Glockenschläge von der nahen Kirche herüber das Kommen der eigentlichen nächtlichen Stunden verkündeten. Als der letzte Mitgast fort war, wurden frische Flaschen aufgesetzt, und die jungen Ritter der Tafelrunde gingen jetzt in die ächte Gemüthlichkeit über. Ich schob leise den Tisch mit meinem Theeapparat näher an die Thüre, öffnete das Schiebfenster, und indem ich meinem aufgestützten Arme ein paar Ruhekissen unterschob, lehnte ich mich vor, sah durch das Fensterchen, schlürfte meinen Thee und hörte ganz behaglich zu was Jene sprachen.

Das Geplauder war über die Schätze und Annehmlichkeiten des Lebens hingerollt. Der Gegenstand wurde gänzlich ohne Philosophie behandelt; man gestand sich einstimmig, daß es weit vorzüglicher sei und einem Manne anständiger, ein schönes Reitpferd zu besitzen, einen bequemen Wagen und eine hübsche

Geliebte sein zu nennen, als lange Winternächte hindurch über einen hebräischen Buchstaben zu grübeln. Diesen Betrachtungen hatte eine dickleibige Flasche ihren Untergang zu danken, die ein Hunderttausendtheilchen irgend eines köstlichen Weinjahres in ihrem Innern geborgen hatte.

Plötzlich rief eine Stimme lauter wie alle andern: „Wißt ihr, was ich denke?“ Eine Stille erfolgte, und der Sprecher fuhr fort: „Ich will's euch sagen: Alles was ihr da vorgebracht habt, ist doch nichts, beim Lichte besehen. Ein Vergnügen, eine Seligkeit bleibt uns doch immer verschlossen. Der Reichste wie der Aermste, der Klügste wie der Dümmste kann sie nicht erlangen, und ich fürchte sehr, meine Brüder, grade dieses verbotene Glück, das wir auf keine Weise kosten können, ist das herrlichste, wünschenswertheste. Ich sage nichts weiter als — ich wünschte zaubern zu können!“

„Also dies wäre das Glück?“ fragten einige Stimmen.

„Nein, fuhr der Sprecher fort; ich sage nur,

ich wünschte zaubern zu können, um jenes uns versagte Glück mir, euch, allen Männern zu verschaffen."

Man rückte näher zusammen. „Was kann es sein? murmelten die mir zunächst Sitzenden. Weder der Reichste noch der Aermste kann es erlangen, weder der Klügste noch der Dümmste? In diesen Kreis ist ja alles menschlich Erreichbare eingeschlossen."

„Du wirst doch nicht ein Engel werden wollen?"

„Etwas dem Aehnliches! entgegnete der junge Redner, indem er stolz und lachend das Haupt zurückbeugte. Mit einem Worte, ich möchte ein — Weib werden." —

Der ganze Kreis brach in ein schallendes Gelächter aus. „Ein Weib! ein Weib will er werden! O freilich, auf dieses Wunder von einem Wunsche waren wir nicht vorbereitet!" — So riefen die Jünglinge und lachten laut, die vollen Gläser schwingend.

„Hört mich an, ehe ihr mich verurtheilt,

nahm der Sprecher das Wort. Genuß ist unsere Losung! das haben wir eben kund gethan. Wir wollen das frische, schöne, volle Leben genießen; war's nicht so? Nun fragt sich's, welches der beiden Geschlechter genießt besser, voller, kräftiger, schöner?" — „Wir Männer ohne Zweifel," riefen Alle. — „Das ist durch nichts entschieden! entgegnete der Sprecher. Die Frauen können ganz dasselbe sagen. Es ist zum Beispiel nicht zu leugnen, daß wir eine leibliche angenehme Empfindung haben, wenn wir eine schöne Frau betrachten; aber können diese schönen Frauen nicht eine tausendmal, was sag' ich, eine millionenmal angenehmere Empfindung haben, wenn sie uns betrachten?"

Man senkte lächelnd die Köpfe, man murmelte ein dumpfes: Hm! hm! und eine Stimme sagte: „Das könnte wohl sein." Sogleich fielen Alle lachend über diesen Einen her, rufend: „Das sagt Cyrill! Das hat der eitle Cyrill gesagt! Seht, wie er roth wird! Er möchte gern ein Mädchen sein, um sich nach Herzenslust bewundern zu lassen!"

Der Verspottete wandte sich schnell zum Sprecher, indem er rief: „Dein Wunsch ist bald erfüllt, Urban. Stecke Dich in Frauenkleider, laß Dir den Bart abnehmen, setze ein Häubchen auf; so hast Du, was Du willst. Aber bei alle dem glaube ich, daß Du ein erbärmliches Weibchen abgeben würdest." — „Du hast mich sehr schlecht begriffen, entgegnete Urban, wenn Du meinst, daß nur ein gewöhnlicher Maskenscherz meinem Sinn vorschwebt. Nein, ich will durch und durch, bis in die Fingerspitzen hinein Weib sein; ich will empfinden wie ein Weib, ich will denken, fühlen — kurz, Alles thun und treiben, wie's ein Weib thut." — „Curios!" riefen einige Stimmen. — „Wir kennen, fuhr der Sprecher fort, immer nur eine Seite der Menschheit, nur die, zu der wir selbst gehören; das ist ein einseitiges Wissen, und dabei kann unmöglich etwas Rechtes herauskommen. Wir müssen die andere Seite auch kennen lernen. Wie kann ich über die Gedanken und Empfindungen einer Frau aburtheilen, da ich selbst nie eine gewesen? Freilich das Geschlecht macht uns Geständnisse, wir

erfahren aus diesen so ziemlich genau, daß dasselbe bei ihnen Lust und Schmerz heißt, was wir so nennen, und dennoch, welch unendlich weiter Unterschied kann zwischen ihren und unsern Empfindungen sein! Die Männer in ihren Zweifeln über das eigentliche Wesen der Frauen sind ja so weit gegangen, daß sie in ihnen gänzlich von sich verschiedene Geschöpfe erblicken wollten. Mehr als eine Kirchenversammlung beschäftigte sich mit diesem Thema, und das Concilium zu Mons ging so weit, zu debattiren, ob Frauen auch Menschen seien? Das Alles hätte nicht vorkommen können, wenn wir Männer nicht von jeher in den Frauen eine uns fremde, besondere Natur geahnt hätten. Ich fasse meine Sätze kurz zusammen und behaupte demnach: nur der Mensch kann sich einer gründlichen Kenntniß menschlicher Dinge rühmen, dessen Leben achtzig Jahre dauert und der vierzig davon Mann und vierzig davon Frau gewesen ist."

Die nächsten Nachbarn des Sprechers bemerkten, gegen diesen Satz lasse sich viel einwenden, und

der eitle Cyrill rief, er wolle denn die ersten vierzig Jahre als Weib zu existiren sich ausbitten, indem sehr wenige weibliche Erfahrungen von der angenehmen Art übrig bleiben möchten, wenn das Frauenthum erst mit dem vierzigsten Jahre anfangen sollte. Man gab ihm hierin Recht. — Plötzlich riefen Alle: „Ja, wir möchten Weiber sein, wenn auch nur auf eine Stunde." — Der Sprecher sah sie verächtlich an. „Ihr möchtet!" rief er; „ich glaub's; so weit bin ich schon längst gewesen, und ich hätte nicht das Wort ergriffen, um vor Euch zu predigen, wenn ich nicht sagen könnte: ich möchte und — kann auch." — „Er schwatzt Unsinn!" riefen Einige, und Andere, sich vordrängend, fragten: „Wie, Urban, hast Du einen Zauberer gefunden? ist Dir eine Hexe begegnet? hast Du mit einem Dämon Freundschaft geschlossen?" — „Still, Freunde! laßt erst die Glocke ausschlagen; ihr hört, sie schlägt eben zwölf Uhr!"

„Es ist in meiner Familie, hob ein schalkhafter, blonder Jüngling an, ein seltsamer Fall erlebt

worden. — Meine Urgroßmutter ist von einem erzürnten Magier — ach, ich darf kaum sagen in was verwandelt worden.“ — „So sprich doch, Stephan! in was verwandelte der Magier Deine Urgroßmutter?“ — „In ein Meerschweinchen.“ — „Blieb sie lange in diesem Zustand?“ — „Man sagt dreißig Jahre. Doch behielt sie ihre Sprache und setzte ihr Testament auf, legte sich hin, segnete uns Alle und starb.“ — „Mein Urgroßvater, nahm ein anderer Student das Wort, wurde in einen holländischen Käse verwandelt und meine Urgroßmutter, dies nicht wissend und sehr genäschig nach Käse, schnitt sich im Geheimen ein Stück davon ab, das sie mit großem Appetit verzehrte. Als der Urgroßvater bald wieder zu seiner gewöhnlichen Gestalt kam, fand sich's, daß ihm ein großes Stück aus der rechten Wange fehlte.“ — „Ihr übertreibt spottend, rief Cyrill; auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziel. Es ist die Frage, ob es überhaupt magische Mittel giebt, durch deren Hülfe wir unsere Gestalt, ja sogar unser ganzes Wesen verändern können.

Gebt Acht, Urban hat ein Buch hervorgebracht, in morschem rothem Einband; wir wollen hören, was er uns daraus vorzutragen haben wird."

Die Aufmerksamkeit der Tafelrunde war jetzt auf Urban gerichtet, der schweigend und mit starrem Blicke da saß, einen mäßigen Folioband, wie es mir schien, mit vergilbten Pergamentblättern gefüllt, vor sich haltend. Er erhob seine Stimme feierlich, und indem er sich im Kreise umsah, rief er: „Habt Ihr jemals schon gehört von einem wundersamen Elixir, welches man den „Balsam von Mecca" nennt?" — „Noch nie," lautete die Antwort. — „So erfahrt, daß es einen solchen Wundertrank giebt, der Männer in Frauen, und umgekehrt, Frauen in Männer verwandeln kann, und daß dieser Wundertrank „Balsam von Mecca" heißt, aus keinem andern Grunde, als weil Mohamet, der Prophet, sich zum ersten Male desselben bedient haben soll. Als er die Reise mit dem Engel Gabriel durch die sieben Himmel machte, gab ihm, als sie zur Erde zurückgekehrt waren, der Engel ein Fläschchen,

gefüllt mit einer dunkelrothen Flüssigkeit, lehrte ihn die Bereitung und nannte ihm die Eigenschaft derselben. Der Prophet empfing dankbar diese Gabe; es leuchtete ihm ein, da er erschienen war, um das Glück der Menschheit zu gründen, so sei es nöthig, in doppelter Natur, als Weib wie als Mann das sterbliche Geschlecht zu erforschen, seine Gebrechen, theils angeboren, theils angelernt, in allen ihren mannigfachen Beziehungen zu ergründen, um so allgewaltig dessen Erretter und Beförderer zu werden.

„In der Einsamkeit eines heiligen Hains bei Medina lebte er sechs Jahre als das Weib eines niederen Tagelöhners, dem er sieben Töchter gebar. Als er aus dem Stande des Weibes genugsam Lehre gesammelt, verwandelte er sich wieder in einen Mann und Krieger. Als seine Heereszüge später ihn in jenen stillen Hain zurückführten, nahm er die sechs Mägdelein, die er selbst geboren und die unterdessen zu stattlichen Jungfrauen herangeblüht waren, unter die Zahl seiner Gemahlinnen auf. Alles dies ließ Allah in seiner unerforschlichen Weisheit zu, in der

Absicht, damit sein Prophet jegliches irdische Band und Verhältniß kennen lerne. Diesen Erfahrungen Mohamets verdankt der Bekenner des Islam jene klugen Gesetze, die den Frauen dem Mann gegenüber eine so untergeordnete Stellung anweisen; denn der Prophet, der selbst Weib gewesen war, wußte ohne Zweifel, welch ein Dämon der Herrschsucht und der wilden Laune im Herzen eines Weibes eingeschlossen ist, der sich nur bändigen läßt durch Einsamkeit und schwere Mutterpflichten."

„Das ist seltsam! riefen die Freunde. Wo hast Du das Alles her?" — „Aus diesem Buche, wo noch viel mehr steht," entgegnete Urban. — „Und wie kommst Du in den Besitz des Buches?" fragte Cyrill. — „Das ist's, was ich Euch jetzt erzählen will und was das Wunderbarste ist, das ich in meinem Leben erfahren habe und je erfahren werde. Rückt näher zusammen."

Auch ich rückte näher an das Schiebfenster, durch welches ich das jugendliche, schöne, belebte Gesicht des Sprechenden genau betrachten konnte.

Er warf die dunkeln Locken, die seine Stirn beschatteten, zurück, leerte sein Glas, und die schmalen Hände kreuzweis auf den mystischen Pergamentband gelegt, hob er an. „Es sind jetzt gerade drei Wochen, als ich eines Abends spät, vom Hradschin herabkommend, in die kleine Gasse einlenkte, die zum Platze des heiligen Nepomuk hinführt. Ich eilte sehr, denn ein Freund erwartete mich auf der Moldaubrücke und es dunkelte schon stark. Wie ich so, mit meinen Büchern unterm Arm, mehr hinfliege als gehe, fühle ich mich von Jemandem am Rockschoß gehalten. Unwillig mich umwendend, sehe ich nur halb deutlich eine kleine, zusammengekrümmte Gestalt, die sich im Schatten der Häuser und unter den Dächern der Kaufläden dahinschiebt und immerdar heiser und mit verworrenem Ruf meinen Namen nennt. Ich trete auf dieses Wesen zu und frage barsch: „Was beliebt?" Der arme Kleine erschrak so heftig, daß wenig fehlte, er wäre in den Drachenkopf einer nahen Dachrinne geschlüpft. „Nichts für ungut, gnädiger Herr! rief er; ich wollte nur

fragen, ob Ihr nichts zu schachern habt. In meinem Hause, das nicht weit entfernt von hier ist, habe ich mancherlei alten und neuen Kram. Vielleicht gefällt Euch etwas darunter und wir machen einen Handel."

„Ich frage ihn, wie er mich kenne, und er erwidert, er habe mich neulich bei Gelegenheit einer Prozession gesehen; mein Wesen und meine Gestalt seien ihm aufgefallen, er habe nach meinem Namen gefragt und ihn erfahren. Während er diese Worte vorbrachte, sah er mich von der Seite mit eigenthümlich zwinkernden und hin und her spielenden Augen an. Seine Hände ruhten in der Tasche und es schien, als klimpere er mit allerlei Sachen, mit Münzen und Ringen. Seine Kleidung war die jener dürftigen Armenier, die unsere Messen beziehen und sich streng abgesondert von allen übrigen Confessionen halten, und die das gemeine Volk, ich weiß nicht aus welchem Grunde, Hexenkünstler nennt. Es ist wahr, daß die ganze Sippschaft etwas Unheimliches hat; man sieht sie nie froh oder munter unter sich,

sie schleichen fast alle auf eine ähnliche Weise wie mein Kleiner in unsern Straßen umher. Nur muß ich gestehen, daß das Exemplar, welches mir jetzt unter die Hände kam, sicherlich das kleinste, dürftigste und zerrissenste von allen war.

„Mein Freund, sagte ich, indem ich mich von ihm loszumachen suchte; ich kann von Deinem Kram nichts brauchen und habe noch dazu nicht Zeit, mich mit Dir abzugeben, denn es erwartet mich Jemand." — „Dieser Jemand, erwiderte er rasch, wartet nicht mehr auf Euch. Er ist schon seines Weges gegangen, und Ihr werdet nicht zehn Schritte thun, so begegnet Ihr ihm, im Begriff mit sechs Genossen in ein Weinhaus zu gehen."

„Ich lachte, denn ich wußte, daß mein Freund keine Weinhäuser besuchte, und noch gewisser wußte ich, daß er ohne mich gesprochen zu haben, den Platz auf der Brücke nicht verlassen würde. Doch was geschah? Kaum hatte ich mich vom Alten losgemacht und war um die Ecke gebogen, so kam mir Laurenz entgegen, richtig im Gefolge von sechs Zechbrüdern,

die ihn beredet hatten, das Fest der Erinnerung, ich weiß nicht welches glücklichen Jugendstreichs, zu begehen. Er machte flüchtig seine Entschuldigung, daß er mich nicht habe erwarten können, und verschwand alsbald mit seinem Gefolge im dunkeln Eingang der Schenke. — Dieser Vorfall macht mich staunen; ich stehe mitten in der Straße und grüble. Der erste Entschluß, den ich fasse, ist, dem Armenier nachzugehen. Mit wenigen Schritten bin ich wieder am Platz, wo ich ihn verlassen; er ist nicht mehr da; ich renne die Straße hinab und sehe ihn endlich zu meiner Freude beim Dämmerlicht des Mondviertels auf der Steineinfassung eines alten wasserlosen Brunnens sitzen. Wie er mich sah, setzte er, als wenn er gar nicht wäre unterbrochen worden, sein früheres Gespräch fort und bot mir von neuem an, ob ich nicht etwas zu handeln habe. Jetzt ging ich auf seinen Vorschlag ein. Laß mich sehen, welche Schätze Deine Wohnung birgt, sagte ich.

„Sogleich stand er auf, faßte mich bei der Hand, und wir gingen einem öden Platze zu, wo Stein=

haufen lagen und die Bauleute Reste eines alten Gemäuers hatten stehen lassen. Mein Führer brachte mich vor den Eingang eines Kellers, öffnete dessen Thür und forderte mich auf, die wenigen Stufen, die sich beim Licht einer nahen Laterne zeigten, hinunter zu steigen. Ich that's, und wir befanden uns in einem unterirdischen, aber keineswegs ganz unbehaglichen Raume. Kleine Schränke aus schwärzlichem Holze mit künstlicher Schnitzarbeit standen, fünf an der Zahl, an den Wänden vertheilt. Der Alte, nachdem er eine Lampe angezündet, zog ein Schlüsselbund hervor und schloß nacheinander alle fünf Schränke auf. Ich sah hier, sauber auf schmalen Streifen Scharlachtuch ausgebreitet, allerlei altes Geschmeide von jetzt ganz unbekannten Formen: kleine Becher mit Edelsteinen besetzt, wundersam gearbeitete Schaalen von eigenthümlich schimmerndem Metall, das ich Euch nicht zu nennen weiß. Der Alte nahm die Kleinode zierlich zwischen seine langen, dürren, verschrumpften und behaarten Finger, ließ ihre Ecken und Flächen am Lichte spielen und stellte sie dann

wieder, schmunzelnd und einige Worte murmelnd, an ihren Platz. Auf diese Weise hatten wir alle fünf Schränke durchgemustert. Der Alte setzte die Lampe hin, nahm Platz am Tisch, und nachdem er mir ebenfalls einen Stuhl angeboten, hob er seine alte Frage an: ob ich nichts zu handeln hätte. Fast unwillig antwortete ich ihm: „Und was soll ich Euch anbieten? Meint Ihr, daß wir Studenten Reichthümer besitzen? Ich wenigstens habe weder goldene Ketten noch Ringe, die sich mit diesen hier irgend an Werth messen könnten.“ — „Man handelt auch nicht immer um Pretiosen, sagte der Alte. Ihr seid ein kräftiger junger Mann; wie, wenn ich Euern Schutz bei einem gefährlichen Unternehmen, dem ich entgegen gehe, in Anspruch nähme?“ — „Das ist etwas Anderes, rief ich lebhaft. In was für Fährlichkeiten seid Ihr denn verwickelt?“

„Der Alte drückte die Augen halb zu, blickte mich mit einem scharfen stechenden Strahl an und sagte, indem er seinen dünnen grauen Bart strich: „Ihr seid sehr jung, dennoch lese ich in Eurem Innern,

daß die wunderbaren Kräfte in Euch einen wirksamen Diener haben. Ich will Euch in ein Geheimniß einweihen, das, wenn Ihr's klug bewahrt und Euch seiner mit der Mäßigung bedient, die den Geistern angenehm ist, Euch reich und glücklich machen kann."

„Ich antwortete hierauf nicht, sondern sah den Alten an, der also fortfuhr: „Wollt Ihr mir behülflich sein, einen Schatz zu heben?" — „Ich bin kein Schatzgräber," entgegnete ich ausweichend, denn ich wußte immer noch nicht, worauf der Alte eigentlich zielte. — „Der Schatz wird nicht ausgegraben, rief er, obgleich er tief unter der Erde befindlich. Er besteht in einer kleinen krystallenen Phiole, die ein wundersames Arcanum enthält und von Jemandem, der vor hundert Jahren hierher nach Prag geflüchtet kam, in einem der untersten Grabgewölbe der heiligen Kreuzkirche verborgen wurde. Dort ist der Wundertrank noch und dort sollst Du ihn mir holen helfen; der Weg dazu ist mir bekannt. Das Werk selbst muß in nächster Mitternacht beginnen, denn dies ist die Zeit und Stunde, die dazu passen."

„Ich hörte immer aufmerksamer zu und der Alte schloß seine Rede, indem er mit erhobener Stimme rief: „Willst Du dies thun, Urban?“ Schon hatte ich eine Bejahung auf der Lippe, als er noch hinzufügte: „Doch darf ich Dir nicht verhehlen, daß Gefahren dabei sind. Der frühere Besitzer der Phiole wußte wohl, daß er seinen Schatz an einem Orte barg, wohin die Neugier und Habsucht der Menschen nicht so leicht dringen würde, denn es gehört ein ungewöhnlicher Muth dazu, jene Wohnungen des Schreckens zu betreten. Du weißt, daß die Kirche früher ein alter heidnischer Tempel war; die Gebeine der ersten Christen und Märtyrer werden dort noch fortwährend vom Spiel teuflischer Phantome beunruhigt und es giebt da nächtliche grausige Scenen, die zu bannen die Priester in alter und neuerer Zeit vergebens versucht haben. Das Reich der Nacht will auch sein Recht haben. Ein schwacher kranker Mann wie Du mich siehst, würde ich thöricht handeln, wenn ich allein jene Wanderung anträte; an Deiner Seite jedoch hoffe ich das Abenteuer zu bestehen, und wenn

es glücklich bestanden, dann wähle Dir unter den Kostbarkeiten, die Du hier geschaut hast, die besten und reichsten, sie sollen Dein sein."

„Nun? riefen die Zuhörer lebhaft. Was thatest Du? welche Entscheidung gabst Du?" — „Vor allen Dingen begehrte ich zu wissen, was es mit der Phiole und deren Inhalt für eine Bewandtniß habe. Darauf gab der Alte mir dieses Buch, in welchem er mir fleißig zu lesen empfahl bis zur nächsten Abendstunde, wo wir uns wieder sehen sollten. Ja, meine Freunde, das Abentheuer hatte für mich einen zu großen Reiz, als daß ich es hätte von mir weisen sollen; ich nahm den Vorschlag an. Den ganzen darauf folgenden Tag schloß ich mich ein und lag grübelnd über diesen Blättern. Sie enthalten die Geschichte des Balsams von Mecca, wie ich Euch schon erzählt; auch konnte man daraus ersehen, auf welchen Wegen das mysteriöse Elixir hierher nach Prag und in die Katakomben der Kreuzkirche gekommen war. Vor allen lockte die Geschichte des jungen maurischen Ritters Abdul Zaïb, der durch den

Gebrauch des Balsams einem so unseligen Geschicke unterlag, Thränen des Mitgefühls aus meinen Augen. Die Geschichte ist hier in ihrem ganzen Verlauf ausführlich beschrieben."

„Theile sie uns mit," bat Cyrill. — „Jetzt nicht! riefen mehrere Stimmen dagegen. Laßt ihn zuerst erzählen, ob er wirklich die unterirdische Reise antrat." — „Ich trat sie an, erwiderte Urban. Der Alte und ich hatten unser Bündel geschnürt und standen um eilf Uhr, denn eine ganze Stunde rechneten wir gleich auf das Herumkriechen in den alten Gängen, vor einem Pförtchen an der äußeren Ringmauer der Kirche. Eine Blendlaterne führten wir zwar bei uns, doch wagten wir nicht, sie jetzt schon anzuzünden, aus Furcht, den wenigen Vorübergehenden in der engen Gasse möchte unser Beginnen verdächtig erscheinen. Erst als das Pförtchen geöffnet war und wir hindurch geschlüpft, zündeten wir jenseits das Licht an. Die Ecke des alten Kirchhofs war mit fast mannshohem, verworrenem Gestrüpp bewachsen; hier und da stieß unser Fuß an das ver=

rostete Bruchstück eines eisernen Kreuzes, das am Boden lag, auch sahen wir Gethier mannigfacher Art im Dunkeln auf feuchtem Boden dahin schleichen. Ein noch viel engeres Pförtchen öffnete sich uns und ließ uns in einen Steindarm schlüpfen, der in feuchter, glitzender Kälte abwärts leitete, auf Stufen, die kaum Stufen zu nennen waren, so zerbröckelt und überwachsen stellten sie sich den tappenden Füßen dar. Wir hatten unsere Laternen auf der Brust befestigt, um die Hände frei zu haben und mit diesen an den Mauern tastend uns weiter zu fördern.

„Der lange gewundene Gang wollte kein Ende nehmen, er schien in den Mittelpunkt der Erde hinabführen zu wollen. Die Luft wurde dumpf und beschwerte das Athmen; der Pfad wurde immer enger und gefährlicher und das Ende der Reise machten wir auf dem Rücken rutschend und unser Bündel nachschleifend. Jetzt war eine kleine Kammer erreicht, und ein kühler Luftstrom drang von oben ein. Mein Führer sagte mir, wir befänden uns auf dem Boden eines ehemaligen Brunnens, welcher bis hinauf in

die Sakristei der Kirche reiche. Wir krochen nun durch eine kleine Oeffnung, die gewaltsam durchgebrochen schien, und gelangten einige Fuß höher in einen gewölbten Gang, an dem rechts und links Eingänge zu grottenartigen Räumen sich zeigten. Sie waren gefüllt mit menschlichen Gebeinen, die hier vor Jahrhunderten über einander gehäuft worden waren.

„Wir traten in die größte mittelste Halle und befanden uns nun gerade unter der Kirche. Der Graus, die wüste, phantastische Zerstörung, die hier herrschte, überstieg Alles, was die Einbildungskraft, wenn sie sich Gebilde des Schreckens ersinnt, ausdenken mag. Denkt Euch eine unterirdische Kirche, deren Gewölbe bis in die höchsten Spitzbogen hinauf mit einem Chaos wild über einander gestürzter Reste menschlicher Leichen gefüllt sind. Die Gerippe lagen über und unter einander in Stellungen, als wären sie in einem vergeblichen Kampf, den Himmel zu erstürmen, wieder zurückstürzend in die wildesten verwirrtesten Gruppen zusammengesunken. Manche

dieser entsetzlichen Gebilde sah man, ihren Särgen halb entfallen, sich gleichsam an die Bretter klammern, um nicht aus schwindelnder Höhe niederzustürzen; andere lagen, in Grabgewänder gehüllt, wie erstickt unter der Masse, die sich auf ihrer Brust gehäuft; wieder andere hingen an irgend einem steinernen Schnörkel der Decke angespießt und ließen ihre zerfetzten Gewänder wie Fahnen in der dunkeln Höhe flattern. In diesem Reiche der Verwirrung und des Entsetzens herrschte lautlose Stille; die grinsenden Larven zeigten nur das tonlose Lachen ihrer entfleischten Antlitze.

„Wir hatten uns mit Mühe das weite Schiff der unterirdischen Kirche entlang durchgearbeitet, das Licht unserer kleinen Laternen bald auf diesen, bald auf jenen Punkt der grausenvollen Umgebung richtend; jetzt standen wir in der Nähe des Hochaltars, eines einfachen Steinwürfels, auf welchem ein morsches kolossales Holzkreuz in drohender Stellung mehr hing als stand. Wir wollten eben eine kleine Chorthüre hinter dem Altar öffnen, als ein

gellender Windstoß durch die Hallen der Kirche pfiff. Im selben Augenblicke hörten wir die große Kirchenuhr über uns die Mitternachtsstunde verkündigen. Der Alte drängte vorwärts, aber mit aller Gewalt unserer vereinten Kräfte konnten wir die Thüre nicht öffnen; es schien, wir waren dazu bestimmt, Zeugen des fürchterlichen Spukes zu sein, der jetzt in der Kirche beginnen sollte.

„Ein dumpfes Rauschen, Regen und Bewegen wurde hörbar; die zahllosen hoch gehäuften Gebeine rührten sich und stellten sich aufrecht, und bald war die Kirche von einer ungeheuren Masse Volks erfüllt. Den Gestalten waren die Gepräge der verschiedenen Jahrhunderte aufgedrückt; wir konnten aber nur schüchtern auf ihre stummen Gesichter sehen, ihren starren, offenen Blicken begegnen, hätte uns den Tod gebracht.

„Hinter die losen Steine des Altars gedrückt, lauschten wir den nächtlichen Vorgängen. Ein Choral erklang und die Messe nahm ihren Anfang. Ein ganzes Heer von Priestern drang aus der kleinen

Pforte der Sakristei und hielt, mit wehenden Gewändern und blau schimmernden Fackeln in den entfleischten Händen, den Umgang. Freunde, nie wird aus meinem Ohr jener Klang verschwinden, jener einförmige Klageton, den die Todten anstimmten. Es lag alles herzzerreißendes Weh der Erde, der dumpfe Schmerz gänzlicher Hoffnungslosigkeit in diesem Miserere, und dennoch wehte ein Geist im Gesange, der von keinem Irdischen mehr wußte; diesen Geist kann ich Euch aber nicht beschreiben; könnt' ich's, das Roth Eurer Wangen würde auf ewig von seiner Stelle weichen, die Wärme Euer Herz verlassen und der Frost des Grabes Eure Zähne aneinander schlagen. Laßt mich schweigen. — Die Todten kamen endlich wieder zur Ruhe; wie ein Schneegestöber in dunkler Novembernacht, so flogen die leichten Schatten durcheinander und stürzten, indem sie sich wieder in Gerippe verdichteten, in ihre alte Verwirrung zusammen. Die Lichter auf dem Altar flossen in langen blauen Bandstreifen nach allen Richtungen hin und zerfielen in Millionen

bläulicher zitternder Funken, die noch lange über die Leichenhaufen dahinschwirrten.

„Ich mußte den Alten in die Höhe zerren, so gelähmt vom Schrecken war er. Wir öffneten jetzt die Thüre mit leichter Mühe und betraten einen langen Gang, an dessen Ende drei Nischen sich zeigten. In jeder war ein geheimer Eingang sorgsam und kunstvoll eingefügt; wir wählten den mittelsten und standen nun in einem Vorgemache, das Spuren eines ehemaligen Bewohntseins trug. Ein Stück Teppich lag auf dem Boden, eine Bank stand an der Wand, darauf ein irdenes Gefäß. Wir waren am Ziel unserer Wanderung; hier war es, wo der weise Aldoramon die letzten Jahre seiner Verbannung und seines Lebens zugebracht; hier war es, wo er einen Theil seiner Schätze und namentlich jenen wunderkräftigen Balsam, den wir suchten, aufbewahrt. Wir waren eben im Begriff, uns der Thüre, die in das Allerheiligste führte, zu nähern, als wir einen Lichtstrahl aus dem Innern hervorbringen sahen. Der Armenier schrak zusammen.

„Wer kann dort weilen? flüsterte er mir zu. Niemand in ganz Prag, außer mir, kennt diesen geheimen Zufluchtsort tief unter der Erde. Wer kann in der Klause des Magiers eingeschlossen sein?"

„Ich vermochte natürlich auf diese Fragen nichts zu erwidern; ich konnte in diesem bedenklichen Augenblicke nichts thun, als dem Alten Muth einsprechen, denn er war beinahe Willens, unverrichteter Sache wieder umzukehren, so hatte ihn das unvermuthete und unerklärliche Dasein eines Bewohners jener Zelle in Schrecken gesetzt. Wir näherten uns endlich der Thüre und thaten drei Schläge an dieselbe, die dumpf wiederhallten und worauf wir eine Stimme vernahmen, die uns aufforderte, hereinzutreten. Wir öffneten die Thüre und erblickten —"

In diesem Moment wurde jedoch auch die Thüre der Gaststube aufgerissen und ein Haufe Studenten stürzte lärmend herein. Die Zuhörer um die runde Tafel starrten die Eintretenden an, als wären sie Gespenster; diese ließen sich jedoch

durch diesen ungewöhnlichen Empfang nicht irre machen. Sie berichteten lärmend, daß in der Nähe eine Schlägerei vorgefallen, die blutig geendet. Sie forderten die Genossen auf, eilig zum Schutz der Verwundeten und zur Schlichtung der Händel unter den Beiständen der Kämpfer hinzueilen. Die ganze Tafelrunde brach auf, Fragen und Antworten flogen wild durcheinander; Hüte, Stöcke und Ueberröcke wurden zusammengesucht und in wenigen Minuten war die Halle leer. Nur so viel hörte und sah ich noch, daß Urban den Freunden zurief, sich morgen Nacht wieder hier zu versammeln, wenn sie begierig wären, das Ende seiner Erzählung anzuhören, und daß er das rothe Zauberbuch in einer Spalte der Holzvertäfelung beim Fenstervorhang verbarg.

Die tiefe Stille, die jetzt eintrat und das alte, hohe Gebäude vom Giebel bis zum Keller in das Schweigen der Nacht einhüllte, machte auf meine aufgeregten Lebensgeister — denn ich will nicht leugnen, daß das, was ich gehört und geschaut,

mich erschüttert hatte — einen wohlthuenden Eindruck. Zuvörderst sank ich von der anstrengenden lauschenden Stellung am Schiebfenster zurück, und indem ich mich, so gut es gehen wollte, auf meine harten Polster hinstreckte, versank ich in Träumereien über den Armenier und über dessen geheimnißvolle Unternehmung.

Die Nacht war bedeutend vorgerückt, doch der Morgen noch fern. Trotz der Ermüdung der Reise verfolgten mich die Phantasiegebilde, und meine Versuche einzuschlafen, blieben ohne Erfolg. Unwillig stand ich auf, ging herum und stand bald hier bald dort stille, um mir die unheimlichen Winkel meiner Zelle zu besehen. Alle Augenblicke dachte ich, der Armenier müsse erscheinen und auch mich in den Kreis seiner Zauber ziehen. Ich betrachtete die Stellen der Wand, die mir heimliche Eingänge zu verschließen schienen; ich leuchtete mit dem silbernen Armleuchter an die schlecht eingefügten Steine des Fußbodens und rüttelte an den Thüren eines alten, deckenhohen Kleiderschranks — Alles umsonst; es

blieb still und ruhig um mich her. Ich öffnete ein Fenster; der Regen strömte noch immer von den Dächern herab, die Nacht war finster wie ein Grab. Was sollte ich thun? womit die Länge der nächtlichen Stunden kürzen? wie die Unbehaglichkeit dieses träumerischen, erregten Zustandes besiegen? Da fiel mir das rothe Buch ein, das Urban zurückgelassen, und sofort machte ich Anstalten, mich in Besitz desselben zu setzen. Ich fand, was ich suchte, und nahm am Tische Platz, breitete die zerdrückten und gerollten Blätter sorgfältig auseinander und ging an die Lektüre des Manuskripts. Die ersten Seiten enthielten, was ich durch Urban schon vernommen, dann folgte die Geschichte des maurischen Ritters Abdul Zaïb, und diese ist's, die ich den Lesern hier wieder mittheilen will.

Geschichte Abdul Zaïb's.

In den Gärten der Alhambra, in jenen herrlichen Hainen, die der Prophet gebenedeit hat, daß der Himmel die lieblichsten Segnungen und die Fülle

seiner Schöne auf sie niedertreufle und sie zum sichtbaren Abbild der Gefilde des Paradieses mache, ward zur Zeit, als die maurischen Fürsten noch im vollen Glanze daselbst herrschten, ein Fest gefeiert, das die Vermählung Abdul Zaïb's mit der schönen Leïla, einer Fürstin aus dem Geschlecht der Abencerragen, verherrlichen sollte. Nirgends sah man wundersameren Glanz und üppigere Pracht. Die glänzenden Hallen des alten maurischen Palast's dufteten von Blumen und schwammen in einem Meer von Lichtern. Im Innern der Gemächer plätscherten die kunstreichen Brunnen und durchdrangen die warme Sommernacht mit Kühlung. Den Tag hatten Tourniere und Spiele aller Art gefüllt, den Abend nahmen Gesang, Tanz und Saitenspiel ein. Unter dem dunkeln Laub der Myrthenbüsche, umduftet von Orangen und Mandelblüthen, knüpften und lösten sich die Reigen der Nymphen, die beim Schall der Harfen und im Flimmerschein des Mondes Tänze aufführten. An einsamen Quellen sangen geschmückte Schäferinnen, in Schleier von

Goldbrokat gehüllt, entzückende Liebeslieder und zogen mit dem süßen Schall ihrer wetteifernden Stimmen die jungen Paladine an, die im Dunkel der Boskette, in Träume der Sehnsucht gewiegt, umherirrten. Von den Balkonen herab flogen, ein wundersamer Regen der Sommernacht, kleine Blumenspenden, zu bedeutsamen Zeichen verknüpft, und wurden von den Rittern aufgefangen und geküßt. Spiel, Sommerglut — und Liebesflamme war Alles, und über diesem reizenden Gemälde schwebte der dunkle Himmel Andalusiens, dieses Gewölbe voll Duft, Klarheit und unbeschreiblicher Wonne.

Abwärts von den Laubgängen des Gartens, in einem Kiosk, der mit den reichsten Teppichen geschmückt war und die kostbarsten Ruhesitze darbot, befanden sich Abdul Zaïb und die schöne Leïla, allein, in Tändeleien der Liebe und im Zweikampf süßester Zärtlichkeit verstrickt. Die offene Thür des kleinen Tempels ließ die Mondscheibe hindurchblicken, die den schweren Stoff, aus dem der äußere zurückgeschlagene Vorhang bestand, versilberte. Stille

herrschte rings umher, denn ein goldnes Gitter umgab in einiger Entfernung den Pavillon, ihn vor unberufenem Zudrang schützend. So saßen die Liebenden in Einsamkeit und Nacht, und nur von fern tönte das Rauschen des Festes in ihr Ohr, den Frieden um sie her nur noch entzückender gestaltend.

Abdul brach zuerst das Stillschweigen, und einen Kranz von Granatblüthen in's schwarze glänzende Lockenhaar der Geliebten drückend, rief er: „Wie schön bist Du, Leïla, wie glücklich macht mich Deine Liebe! Erinnerst Du Dich, wie wir uns zum ersten Male erblickten? Du wandeltest mit deinen Jungfrauen am Ufer des Flusses, an den ich herabkam, erschöpft von der Jagd und nach einem frischen Tranke dürstend. Wie lieblich gingst Du dahin, eine zauberische Blume, unter Blumen wandelnd! Der Strom gab Dein Bild wieder und tausend süße Reize tanzten auf den flüchtigen Wellen. Deine Jungfrauen sangen das Lied Soleima's, jenes königliche Loblied der Schönheit, das in die Herzen der Söhne der Erde niederzittert wie die sprühenden

Sonnenfunken in den Schooß der Blumen. Ich stand hinter den Gebüschen und sah Dich vorbeiwandeln; Du verlorst Dich auf der nahen Wiese und der Gesang verstummte. Nie werde ich dieses Tages vergessen."

„Und meinst Du, hob Leïla an, indem sie lächelnd ihr bekränztes Haupt zurücklehnte und mit Augen voll Liebe den Jüngling ansah, meinst Du, ich hätte Dich nicht bemerkt? ich hätte nicht die Blicke nach Dir gewendet und Deine Spur verfolgt? Der junge ritterliche Jäger im fürstlichen Schmucke, aus der grünen Nacht des Waldes hervortretend, meinst Du, er wäre für mich nicht ein Gegenstand forschender Beachtung gewesen? Abdul, auch mir schlug das Herz höher; auch ich gedenke jenes Tages mit Wonne." — „Laß mir, rief Abdul, das Vorrecht, Dich zuerst geliebt zu haben."

Leïla schüttelte das Haupt, indem sie in anmuthigem Scherze rief: „Nein Abdul, dieses Vorrecht lasse ich Dir eben so wenig, als den Stolz, stärker, inniger zu lieben als ich." — „Willst Du auch

behaupten, daß ich weniger glücklich bin im Gefühl der Liebe, wie Du?" — „Das behaupte ich! ein Mann kann nie so empfinden wie ein Weib; das Gefühl der Zärtlichkeit und Hingebung ist bei ihm ein Kind, beim Weib ein Riese." — „Thörin, soll ich Dich an die Gesänge unserer Liebesdichter mahnen, an die Glut, die sie athmen?" — „Und soll ich Dich daran mahnen, daß noch kein Mann in das Herz eines Weibes schaute? Wer dichtete jene Gesänge? ein Mann; er malte die Glut mit Farben, so wie er sie bei der Hand hatte. Für Euch Männer genügt das Gemälde, aber laß ein Weib kommen, gewaffnet mit der Kraft himmlischer Begeisterung, und sie wird die Flammen des Abendroths zu fahlen Schatten machen, indem sie die Rasereien und Entzückungen der Liebe schildert."

„Wahrlich, Leïla, es giebt Einige unter Euch, die so empfinden können, ich gebe es zu." — „Einige nur, Abdul? Wir Alle empfinden so, nur mit wenigen Ausnahmen. Es ist das Gesetz des Lebens, das anders in unsere Brust geschrieben, als in die

eure. Allah machte unsere Seelen, indem er ihnen die Schwere nahm, die Euch zu Beherrschern der Erde und der widerspenstigen Elemente stempelt, empfänglicher und feuriger. Er ließ durch unser loseres und feineres Gewebe ein durchdringenderes Feuer brennen, dessen spielende Flammen uns rettungslos verzehren, wenn günstige Geschicke sich nicht kühlend dazwischen werfen. All unser Sein wird von der Berührung der Liebe entzündet, es ist kein Nerv, keine Fiber, die nicht empfindet, und wie der Saft des Baumes die geringste Wurzelfaser durchzieht, wie er das Blatt hoch am bewegten Gipfel tränkt, so ist unser, von der Kraft der Liebe durchschüttertes Wesen in allen seinen Theilen von Schmerz und Wollust durchdrungen."

„Und meinst Du, schöne Rednerin, rief der Jüngling, entzückt im Beschauen der belebten Züge seiner Freundin, daß es uns anders gehe? Dein Bild mit dem Baume paßt völlig auf uns." — „Nein, nein! rief Leïla, Du verstehst mich nicht; Du wirst mich nie verstehen. Gieb Dich überwunden, das ist das

Klügste, was Du — und alle Männer thun können. Ihr seid doch immer im Vortheil; denn empfindet Ihr nicht so wie wir die Lust der Liebe, so faßt Euch auch nicht der Schmerz, so wie er uns faßt."

Der Jüngling umfaßte das Mädchen rasch und heftig, und indem er ihren Lippen einen langen, heißen Kuß aufdrückte, rief er: „Wie, die Süßigkeit dieses Kusses sollte von mir nicht ebenso, nicht noch viel stärker empfunden werden als von Dir!" „Nein, ich rufe den Mond zum Zeugen, hob Leïla lächelnd an; sie zeugt für mich, die Rose. Sieh, hier aus dieser goldenen Schaale nehme ich Dein und mein Bild; die weiße Rose mit der leisen, flüchtigen Glut ist der Mann, die in Purpurflammen glühende ist das Weib." — „O meine Geliebte, rief er, wie sehr betrübst Du mich! Ist's wahr, was Du sprichst, wie ungerecht vertheilte denn Allah seine Gaben! Warum Euch so viel und uns so wenig?" — „Weil Ihr Männer, entgegnete Leïla, außer der Liebeslust noch so viel andere Lust habt, die Lust der Jagd, die Lust des Krieges, die Lust des Herrschens. Wir Frauen

aber, in den stillen Gemächern großgezogen und eingeschlossen, wir haben und bewahren keine andere Lust als die Lust der Liebe. Alles Süße und Schöne, was wir treiben, sind nur die Stäbe, an denen die jungen Ranken der Liebe schützend angebunden werden. Ist die Liebe groß und stark, so brechen wir die dünnen Stäbe entzwei. Zitherspiel und die Kunst der Blumenmalerei sind nur solche Gartenstäbe, Mährchenerzählung und Mährchendeutung sind ebenfalls nur solche Stäbe. Eine großgezogene und stark gewordene Liebe zertrümmert den schwachen Leib der Zither und wirft das Becken mit den bunten Farben um; für sie giebt's hinfort keine andere Musik als den Wohllaut der Stimme des Geliebten, für sie keine weiteren Farbenspiele als den Liebesglanz seiner Blicke, ihr zugewendet, als das feurige Braunroth seiner Wangen, von Glut durchspielt, wenn Küsse der Liebe wie zündende Sonnenflecke darauf hinsprühen. Für sie giebt's hinfort kein anderes Mährchen als das, welches die goldenen Ranken seiner Dichtung um die Gruppe des Freundes und

der Freundin wölbt. Sie dichtet selbst an diesem Mährchen, und nur mit dem Tode reißen die Fäden des goldenen Gespinnstes entzwei. Sieh, Geliebter, so ist ein Frauenleben Inhalt und Zweck der Liebe zugleich. Urtheile nun selbst, ob eine solche Lust nicht doppelte Lust ist, ob solcher Schmerz nicht doppelt Schmerz."

Abdul Zaïb saß düster und in Träume versenkt neben der Geliebten. Sein schönes Haupt war in die Schatten des Gedankens getaucht wie der Mond in Wolken. Er fuhr jetzt, da Leïla schwieg, heftig in die Höhe, schloß die Liebreizende in die Arme und rief: „Laß uns genießen! Jeder sein Theil, und laß uns nicht mit den Göttern rechten, warum sie's so und nicht anders gemacht!"

„So sei's, rief Leïla. Horch, die Nachtigall singt, die Granatblüthe duftet, der Geist Gottes wandelt durch die Nacht. Umarme mich, Geliebter, laß uns vereint ihm danken, der die Erde so schön, der das Menschenherz so zärtlich geschaffen."

So endigte sich Abdul's und Leïla's Liebesstreit.

Aber im Herzen des Jünglings brannte das Feuer fort. Er mochte den Gedanken nicht ertragen, daß das Weib stärker liebe und größeren Genuß empfinde als der Mann. Als er den blühenden Garten verließ, und die einsamen Straßen mit seiner Dienerschaar durchritt, quälte ihn fort und fort der Liebesstreit, und er mochte es nicht dulden, daß Leïla Recht behielt. So eifersüchtig ist das Herz, wenn es sich um seine ursprünglichen Kräfte und das Maß seiner Fähigkeiten handelt; der Stolz kam noch dazu. Mehr als einmal hielt er im Reiten an und murmelte vor sich hin: Ich liebe stärker! Dann trieb er sein Roß heftig an, indem er wild in die Nacht rief: Aber wie will ich's beweisen? Könnt' ich ein Weib werden, ich wollte bald des Streites Ziel und Endschaft vor mir sehen. Doch Thorheit ist's, solches auch nur zu begehren. Was bedarf es auch dessen? Bin ich nicht Mann, ist mein Muth, meine Thatkraft nicht erprobt? Hat mich irgend ein Feind je besiegt? und ich sollte einem Weibe mehr Stärke zugestehen, ich sollte von einem Weibe mich besiegt

bekennen? — Nein, beim Propheten, ich liebe mit mehr Stärke und mit mehr Genuß als Leïla. Sie hat Unrecht, ich habe Recht! —

Als er diese Worte mit großer Freudigkeit gesprochen, wurde er einer Gestalt ansichtig, die beim beginnenden Morgenlicht im Schatten eines Portikus wandelte. Abdul erkannte den berühmten arabischen Arzt und Zeichendeuter Mehmet-al-Zobir. Sogleich stieg er vom Pferde, befahl seinem Gefolge voran zu reiten und näherte sich mit ehrerbietigem Gruße dem Magier. Nach einigen einleitenden Worten fand er den Muth, sein Anliegen vorzutragen, das in nichts Geringerem bestand als im Verlangen, durch Zauberkräfte in ein Weib verwandelt zu werden. Der Magier schalt ihn anfangs als Einen, der da wünschte, was dem Propheten mißfällig wäre; als jedoch der Jüngling mit seinen Bitten nicht nachließ und reiche Schätze bot, willigte Zobir in das Begehren und bestimmte eine Stunde, wo Abdul ihn in seinem Schlosse im Gebirge aufsuchen sollte. Die Zeit dieser Zusammenkunft ward auf den nächsten

Mondwechsel festgesetzt, und bis diese Frist abgelaufen war, konnte der junge Mann kaum seine Ungeduld mäßigen. Er hütete sich wohl, Leïla ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, auch zog er keinen seiner vielen Freunde und Genossen ins Vertrauen; zum Theil fürchtete er deren Leichtsinn, der veranlassen könnte, daß die Sache ruchbar und als verpöntes Zauberwerk scharfem Tadel ausgesetzt würde, theils wollte er die Erfahrungen, die er als Weib zu machen gedachte, in aller Sicherheit und von Niemand beobachtet durchkosten.

Endlich war die Mondscheibe wieder gefüllt, und der junge Abenteurer machte sich auf den Weg ins Gebirge. Es war nichts Leichtes, in den wilden Schluchten der unwegsamen Sierra das Ziel im Auge zu behalten und auf keinen Irrweg zu gerathen. Der Magier hatte sich den einsamsten und wildesten Fleck des Gebirges ausgesucht, um sein Schloß dorthin zu bauen. In diesem Schlosse, das mit königlicher Pracht eingerichtet war, bewirthete er von Zeit zu Zeit seine vertrautesten Freunde und Gön-

ner, unter denen die Vornehmsten des Reichs sich befanden, mit den ausgesuchtesten und, wie man erzählte, üppigsten Genüssen. Abdul hatte bis jetzt nicht zu diesen Auserwählten gehört und war dem mächtigen Magier fremd geblieben, obgleich er viel von ihm gehört, und darunter manches Seltsame. Die Betrachtungen des Jünglings, indem er sein gutes Roß die gefährlichen Pfade hinab und hinauf lenkte, waren der fernen Geliebten gewidmet. Ihr Bild umschwebte ihn, er sah sie lächelnd und zärtlich vor sich, wie sie an jenem schönen Brautabend in ihrem fürstlichen Schmuck sich mit den Schwüren der Liebe an ihn schmiegte.

Abdul näherte sich jetzt der Grenze des Gebiets Zobir's. Bis jetzt war sein nächtlicher Ritt ohne Abenteuer hingegangen; aber kaum hatte er das Gitterthor durchritten, das, zwei Felsblöcke mit einander verbindend, den Eingang ins Reich des Magiers bildet, als er sich schon nicht allein sah. Zwei Ritter erschienen, die Schlucht heransprengend, und mit artigem Gruß sich ihm neigend, fragten sie ihn,

welches Reiseziel er habe. Abdul nannte das Schloß des Arztes, und die Beiden boten sich auf eine Strecke Weges zu Führern an. Sie ritten neben ihm, der eine zur Rechten, der andere zur Linken. Es waren schweigende, dunkle Gestalten, mit Panzer und mit hohen Federbüschen. Abdul redete sie an, erhielt jedoch keine Antwort; aber wie entsetzte er sich, als jene ein wunderbares Spiel begannen. Sie warfen Ball, und zwar mit ihren eigenen Köpfen, die sie einander über Abdul hinüber zuwarfen. Unser Ritter spornte sein Roß, um den unheimlichen Begleitern zu entgehen, doch diese, obgleich kopflos, blieben hart an seiner Seite. Bald war ihnen der Kopf nicht genug, sie rissen sich einen Arm, ein Bein aus und warfen sie einander zu. Ueber Abdul's Haupt herüber flogen die abgerissenen Glieder, und ein kreischendes, wildes Spottgelächter tönte aus den Schluchten hervor. Die ungeheuren Stämme des alten Forstes beugte ein nächtlicher Sturmwind, der in den tiefsten Tönen heulte; zwischen durch klang es wie das Rauschen von Gewässern. Abdul setzte über

eine Kluft hinüber und befand sich jetzt, von seinen Begleitern glücklich geschieden, auf einer öden Felsenplatte, die der Mond beleuchtete. Aber welcher Gefahr sah er sich hier ausgesetzt! Der Boden war rings abschüssig und die Abhänge liefen steil, nur von wenigem Strauchwerk bedeckt, in eine bodenlose Tiefe hinab. Vom Pferde steigend und mühsam einen Uebergang suchend, tastete der Verirrte umher, fühlte seine Hände von Dornen geritzt, seine Füße und Kniee von spitzigem Gestein verwundet.

Endlich gelang es ihm, eine schmale Felsenbrücke zu entdecken, über die er das Pferd vorsichtig hinüber lenkte. Bald war der gebahnte Weg wieder gewonnen und er spornte sein Thier mit Eifer vorwärts, denn er fürchtete, die bezeichnete Stunde zu versäumen und durch eine verspätete Ankunft den Zorn des Magiers zu reizen. Da hörte er hinter sich ein Schnarchen und Brausen; er blickte herum und sah mit Entsetzen ein schwarzes Ungethüm in Gestalt eines Bären, das sich mit der rauhen Pfote an der Croupe des Pferdes festhielt. Auf einen der-

den Hieb rückwärts verschwand das Phantom; doch im selben Augenblick sah der Reisende eine ungeheure Spinne, schwarz, behaart und von der Größe eines kleinen Fischerkahns, die Felswand herablaufen und auf ihn zustürzen. Das Roß bäumte sich und drohte den Reiter in die nahe Tiefe hinabzuschleudern. Da erschien ein kolossaler Leuchtkäfer, der mit seinem Licht die ganze Gegend in grüne Glut tauchte; er fing mit der Spinne einen Kampf auf Leben und Tod an, besiegte sie und führte sie durch die Luft davon.

Unterdessen war der Mond hinter eine so finstere Wolke getreten, daß jede Spur des Weges verschwand und so neue Verlegenheit und Gefahr herbeigeführt wurde. Die drohenden Felsmassen ragten in die Luft, wie die Häupter aus der Erde hervorwachsender Riesen, und indem sie sich immer enger zusammenzuschließen schienen, machten sie die Thalschlucht noch grausenvoller und das Durchkommen noch zweifelhafter. Der Sturm wüthete fort und beim Rauschen der Gewässer neben, unter ihm und in der

Höhe hielt der Reiter still, sich im Sattel erhebend, um wo möglich in diesem Graus irgend ein leitendes Wahrzeichen zu erspähen. Da sprang aus einer Höhle zur Seite eine glühende Kugel hervor, die, vor dem Wanderer herrollend, ihm den Weg zeigte. Er folgte diesem seltsamen Führer, so lange es diesem gefiel, sein Amt zu verrichten, dessen er jedoch bald müde zu werden schien. Die Kugel machte einige Sätze und rollte seitwärts in die Tiefe hinab, so daß Abdul von Neuem rathlos dastand. Der Mond kam noch immer nicht wieder hervor, die Finsterniß blieb undurchdringlich und nur mit äußerster Vorsicht bogen Pferd und Reiter um eine scharfe Felsenkante, die nassen niederhängenden Zweige abwehrend. Aber welche Freude! ein herrliches Schloß mit einer Unzahl erleuchteter Fenster schimmerte dem Ermüdeten entgegen, der sich kaum noch im Sattel zu erhalten vermochte. Neuer Muth beseelte ihn und in schnellem Lauf ging es dem gastlichen Thore zu.

Schon glaubte er beim Glanz von zwei Flammenbecken die Dienerschaft ihm entgegen eilen zu

sehen; schon meinte er mit entzücktem Ohr in den erleuchteten Sälen die Musik des Festes zu hören, als plötzlich das Schloß vor seinen Augen wankte und dem Einsturz drohte. Mit einem dumpfen, donnerähnlichen Gepolter versank der stolze Bau jählings in die Tiefe und ein dunkler Waldsee lag vor dem entsetzten Ritter, der schaudernd in die schwarzen Wellen hinabsah, auf denen des Mondes Silberfunken tanzten. Lautlose Stille lag auf dem Gebirge, nachdem dieses entsetzliche Wunder sich zugetragen. Abdul war seiner Sinne nicht mächtig, er wußte nicht, ob er dies Ereigniß dem früheren Spuk beizählen sollte oder ob ein Erdbeben in Wahrheit den Palast des Magiers vor seinen Augen verschlungen habe. Lange blickte er starr in den geheimnißvollen See, endlich raffte er sich auf und lenkte seitwärts, wo ein breiter und, wie es schien, gebahnter Weg abwärts leitete. Denselben verfolgend, fand der Abenteurer endlich das Ziel seiner Wanderung. Ein Waldschloß zeigte sich, und dieses war kein Blendwerk. Beim Nahen des Gastes wurde die Brücke

niedergelassen und Abdul ritt in einen engen Hof, sich segnend, daß er endlich dem furchtbaren Gebirge entronnen, und mit Freudigkeit die Zügel seines Rosses einem Diener hinwerfend, der mit einer Fackel erschien, um ihn in das Innere des Kastells zu leiten.

Der weise Mehmet-al-Zobir saß in seinem Laboratorium, umgeben von magischen Instrumenten, Himmels- und Erdkugeln und unter aufgeschlagenen Büchern, in tiefe Studien versenkt, als ihm die Ankunft des Ritters gemeldet wurde. Er ließ ihn vor sich, begrüßte ihn auf eine ernste, Ehrfurcht gebietende Weise, und beide betraten einen kleinen runden Saal mit hoher, gewölbter Kuppel. In diesem Raume, der nur von einer einzigen Ampel erleuchtet wurde, standen zwölf Bilder in Nischen an den Wänden, alle zwölf verhüllt mit Schleiern, die bis auf den Boden reichten. In der Mitte des Saals befand sich ein runder Tisch und an diesem nahmen der Magier und sein Gast Platz.

„Junger Mann, hob Mehmet-al-Zobir an, ich

habe Deinen Muth geprüft; von mir gesendet verfolgten Dich die mancherlei Schreckbilder. Nicht viele Deines Alters und Standes haben diese Prüfung bestanden; die meisten waren bald, nachdem sie meine Grenze überschritten, wieder umgekehrt, die weitere Verfolgung ihrer Pläne aufgebend. Allein bedenke, jetzt, da Du am Ziele stehest, daß Muth allein den Mann nicht adelt, daß vor allen Weisheit und Mäßigung ihn zieren. Du willst mit meiner Hülfe die Gesetze der Natur aufheben und Dich auf einen Platz schwingen, wohin Du nicht gehörst. Weißt Du nicht, thörichter Knabe, daß wir nur zu unserem Schaden die Schranken durchbrechen, die höhere Geister als wir um unser Dasein gelegt? Du hoffst auf Glück, und Unglück wird Dir keimen."

„Weiser Mann, entgegnete Abdul bescheiden, erwarte nicht meinen Entschluß zu brechen; er wurzelt zu fest in meinem Sinn, der, wenn er sich einmal etwas durchzuführen festgesetzt, nimmermehr davon abläßt. Sage mir nur das Einzige: Muß ich fortan immer in Form und Wesen einer Frau ver-

bleiben, oder ist's mir vergönnt, zu meinem ursprünglichen Geschlecht zurückzukehren?"

„Es ist Dir vergönnt, erwiderte der Magier; doch wie jede Abweichung vom Gange der Natur, so bestraft sich auch diese, und zehn Jahre verlierst Du an Deinem Leben, wenn Du jene Verwandlung wieder rückgängig machst."

Abdul schwieg; er bedachte sein gegenwärtiges Lebensalter und berechnete die Jahre, die ihm nach gemachtem Versuche übrig bleiben möchten. Die Unbesonnenheit der Jugend und der Ungestüm seines Charakters trugen den Sieg davon: es dünkte ihn viel wichtiger, den Streit mit seiner Gemahlin zu entscheiden, als zehn kostbare Lebensjahre sich zu bewahren. Der Magier, nachdem er noch einige Ueberredungsversuche erschöpft hatte, schloß das Gespräch, indem er dem jungen Mann drei Tage Bedenkzeit gab. Diese Frist verging dem Ungeduldigen sehr langsam, er trieb sich im Garten des Waldschlosses, er trieb sich im Gebirge umher, müßig und voll Verdruß. Endlich erschien die dritte Nacht und der

Mohr des Arztes beschied ihn wiederum in den runden Saal. Derselbe war verändert, die Statuen aufgedeckt und durch sieben große Armleuchter eine große Hellung verbreitet. Die zwölf Standbilder waren von großer Schönheit; sie stellten sechs männliche und sechs weibliche Genien vor mit Gewändern und Flügeln von Gold. Der Magier selbst erschien in einem weißen faltigen Talar mit einem goldenen Gürtel um den Leib. Ohne ein Wort zu sprechen, nahm er den Jüngling bei der Hand und führte ihn an die Stelle der Mauer, die dem Eingang gegenüber lag. Auf einen Wink des Gebieters dieser Räume that sich die Wand auf und es erschien eine hell erleuchtete Nische und darin ein Ruhebett, auf dem eine weibliche Gestalt von der blendendsten Schönheit, wie es schien in tiefem Schlaf, hingegossen lag. Zu den Füßen des Bettes lag ein kleiner Dolch mit einem Griff von Edelsteinen. Der Magier nahm die tödtliche Waffe, prüfte ihre Spitze, reichte sie dem Jüngling und befahl ihm, die Brust der schlafenden Schönen damit zu durchbohren. Abdul

entsetzte sich und trat einen Schritt zurück; des Magiers Blick lag in funkelndem Zorn, mit dem Ausdruck einer vernichtenden Wuth auf ihm. „Jetzt ist nicht Zeit zu zögern! rief er in befehlendem Tone. Thue, was ich Dir heiße, oder wir beide sind verloren. Die Geister, die uns unsichtbar umgeben, scherzen nicht."

Abdul ergriff den Dolch und stieß ihn mit abgewendetem Antlitz der Schlummernden in den Busen; ein dumpfer Klagelaut und ein Blutstrahl folgten. Mehmet-al-Zobir fing das Blut in einer krystallenen Schaale auf, stampfte auf den Boden, die Nische schloß sich wieder und er stellte die gefüllte Schaale auf den Tisch. Die That, die er vollbracht, erfüllte den Jüngling mit solchem Entsetzen, daß er nahe daran war, mit dem Dolche, den er noch in der Hand hielt, den Magier hinterrücks zu durchbohren; nur mit Mühe hielt er an sich; die Erschöpfung nach einem so wilden Aufruhr seiner Kräfte warf ihn auf eine Ruhebank, und hier blieb er liegen, während das Zauberwerk vollendet wurde. Dies ge-

schah, indem das Blut in der Schaale in wundersamer Weise zu glühen begann, feurige Tropfen aufflogen, sich in einer gewissen Höhe über der Schaale in einen Kreis schlossen und endlich sieben blutrothe Ringe bildeten, die zischend und sprühend unaufhörlich in der Luft sich drehten und endlich die Höhe der Kuppel erreichten, wo sie in einen ungeheuren Karfunkel zusammenschmolzen. Dieser glühende Stein brannte in der Mitte der Kuppel und warf ein blutrothes Licht über den ganzen Raum, indem sich die übrigen Lichter in kleine bläuliche Flammen zusammenzogen und endlich erlöschten. Der Magier winkte und zwei Diener brachten ein Ruhebett herein, es in die Mitte des Thurmgemaches stellend, gerade unter den Karfunkel; darauf mußte Abdul Platz nehmen. Mit den Tropfen, die in der Schaale übrig geblieben, benetzte Mehmet-al-Zobir die Herzgrube und die Schläfen des Jünglings; dann verließ er ihn, indem er ihm gebot, vor Beginn des Tages sein Lager nicht zu verlassen.

In der Einsamkeit, in der jetzt der Abenteurer

zurückgeblieben, fand er Muße, das Wunderbare seiner Lage zu bedenken. Er lag träumend auf den Polstern und suchte seine Gedanken von dem Zauberschloß hinweg zu führen; allein das Bild, das bis jetzt so mächtige Anziehungskraft auf seine Phantasie geübt, hatte seine Macht verloren. Leïla's Reize lockten ihn nicht mehr; er sah theilnamlos und kalt auf die geliebten Züge. Dagegen tauchte in seinem Innern das Bild Solimans, eines seiner Freunde und Waffengenossen, in den lebhaftesten Farben auf. Er dachte über die Schönheit Solimans nach, vergegenwärtigte sich dessen Tapferkeit und Muth; er streckte die Arme aus und — Soliman lag an seinem Busen. In diesem Augenblicke verließen die weiblichen Genien ihre Marmorsockel und begannen einen Kampf mit den gegenüber stehenden männlichen. Auf das zierlichste und anmuthigste wurde dieser Streit geführt; es schienen mehr Gruppen schöner Tänzer und Tänzerinnen, als Kämpfende. Doch die Bewegung wurde heftiger, die Gestalten flogen gegen einander, und hoch über

Abdul's Lager kam es zu einem leidenschaftlichen Handgemenge. Die goldenen Flügel rauschten, als wenn Adler sich in der Höhe des Gebirges bekriegten, die Gewänder flogen, zuletzt war Alles in einen verworrenen Knäuel geballt, der in der Kuppel herumtos'te, von dem blutrothen Lichte des Karfunkelsteins übergossen. Abdul sah bang lauschend hinauf. Jetzt stürzte ein Genius mit zerbrochenen Flügeln nieder, jetzt wieder einer, bald ein dritter, ein vierter; der Boden war mit zuckenden Gestalten bedeckt, und endlich schwebte nur Einer oben, und dieser, der Sieger, war ein weiblicher Genius. Er flog herab und drückte seinen Siegerkranz in Abdul's Locken. Dieser versank in Bewußtlosigkeit und erwachte nicht eher, bis der Tag ihn weckte. Er stand auf, nicht mehr ein Mann, sondern ein Weib. Das erste, wonach er verlangte, war ein Spiegel, um sein Haar zu ordnen und es mit Perlen und Geschmeide zu durchflechten; dann legte er die weiblichen Gewänder an, die unsichtbare Hände ihm boten. Auf dem Gürtel stand der Name „Zaïde"

eingewirkt. Mein Name! rief Abdul, ich bin „Zaïde!“ Er blickte um sich; die Zauberwerke der Nacht waren verschwunden, das Gemach stellte sich so dar, wie er es bei seinem Eintritt vor ein paar Tagen zuerst geschaut.

Als der verwandelte Abdul sich vom Magier beurlaubte, überreichte ihm dieser zwei purpurfarbene Aepfel: „Wenn Du von ihnen kostest, so wird Deine frühere Gestalt sich wieder herstellen. Nimm und sei glücklich.“

Zaïde kam nach Granada zurück, und ihr Verlangen, Leïla zu sehen, war so groß, daß sie es noch am Tage ihrer Ankunft befriedigte. Leïla empfing sie gütig, und beide Frauen wurden bald Freundinnen. Leïla theilte Zaïde ihren Kummer über Abdul's Entfernung mit. „Ich fürchte, rief die junge Frau mit Thränen, sein Muth hat ihn in Gefahren gestürzt, die sein theures Leben bedrohten, vielleicht schon vernichteten. Noch grausamer ist mir der Gedanke, ein wildes Thier könnte sein Blut vergossen haben. Freunde wollen von seinem Zuge

ins Gebirge gehört haben. O Himmel! sein Tod wäre auch der meinige!"

„Also Du liebst ihn so zärtlich?" fragte Zaïde. — „Ja, entgegnete Leïla, denn ich halte ihn für den mindest Schlimmen unter den Männern. Da Du ein Weib bist, wirst Du mich verstehen." — „Vollkommen, rief Zaïde. Ich zürne dem Geschick, das uns Frauen zu dem entwürdigenden Loos bestimmt, einem Geschlechte unterthan zu sein, dessen niedrige Natur uns empört, dessen Fähigkeiten und Kräfte tief unter den unsrigen stehen."

„Zaïde, rief Leïla drohend, wisse, daß ich diese Sprache bei keiner meiner Freundinnen dulde. Ich weiß, daß der größte Theil der Frauen so denkt, daß sie sich für die Herrschaft der Männer dadurch zu rächen suchen, daß sie dieselben heuchlerisch ins Angesicht lieben und hinter dem Rücken treulos verlassen und tückisch verleumden. Wenn Du dies die Natur eines Weibes nennst, so kennst Du nur die schlimme Seite unseres Geschlechts; die bessere ist Demuth und Unterwürfigkeit; diese scheint Dir un-

bekannt." — „Sagtest Du nicht eben, rief Zaïde, Abdul erschiene Dir als der mindest Schlimme unter den Männern?" — „Ich sagte es, erwiderte Leïla sanft, doch nicht in dem Sinne, wie Du es meinst. Ich beklage die Männer, ich schelte sie gering und nenne sie schlimm, weil sie des Maaßes von Liebe und Hingebung nicht fähig sind, die unser Busen faßt. Sie sind mehr oder minder Undankbare; allein sie tragen dessen nicht Schuld: ihre Natur bringt es mit sich, Allah schuf sie aus gröberem Stoff." — „Ist dies nicht Stolz, Leïla?" — „Nein, denn wir bezahlen den Vorzug des feineren Stoffes oft mit dem Tode. Aber wenn man so empfindet, wie Du, dann freilich lebt man lange und nichts stört die Freuden und den Genuß des Lebens."

Abdul empfand den Stachel dieses Vorwurfs. Er war unter der zarten Hülle des Weibes immer noch der rohe und eigensüchtige Mann geblieben. Das Zaubermittel hatte nur gedient, ihn zu verwandeln, nicht zu veredeln. Von diesem Augenblick an haßte er Leïla, denn sie hatte ihn jetzt doppelt

überwunden, erst als Mann, nun als Weib. Jetzt blieb ihm nur noch der Zweifel zu lösen, ob das Weib oder der Mann in der Liebe stärker empfinde. Zaïde liebte Soliman, aber sie liebte ihn, wie Zaïde lieben konnte, nicht wie Leïla liebte. Ein wildes, entsetzenvolles Feuer, das Alles zu verschlingen drohte, füllte ihren Busen, und dabei peinigten sie die Flammen nie schlummernder Eifersucht. Allerdings, wenn sich Zaïde ihres früheren Zustandes erinnerte, wenn sie an die Liebe Leïla's dachte, so war jene Leidenschaft ein farbloses Schattenbild gegen den Tumult aller Kräfte und Gefühle, dessen Macht sie jetzt fühlte, aber — glücklich war sie nicht. Sie lernte alle Pein der Frauenliebe kennen. Zwang und Fessel hielten sie zurück; wo dem Manne eine rasche That, ein schnelle Ueberzeugung und Hülfe herbeiführender Gewaltschritt erlaubt war, da mußte sie dulden und entsagen. Der Groll, der Neid, die Eifersucht zehrten an ihrem Leben und pflückten die Rosen der Schönheit von ihren Wangen. Eines Tages glaubte sie Soliman in einem sträflichen

Einverständniß mit Leïla zu überraschen; in rasender Eifersucht stürzte sie auf die einst so heiß Geliebte und durchbohrte sie mit dem Dolch, indem sie rief: „Das also, Schlange, war die erhabene Liebe, das Deine vorwurfsfreie Zärtlichkeit! Nimm Deinen Lohn dahin!" Nach dieser gräßlichen That stürzte sie hinaus in die Nacht und floh in die Einöde, sich und ihr Elend daselbst zu verbergen.

Müde dieses qualvollen Zustandes, müde des Tageslichts, das immer nur erschien, ihre beschimpfenden Niederlagen wie ihre nicht minder schimpflichen Siege zu beleuchten, griff sie nach den Zauberäpfeln und Abdul trat von Neuem ins Leben. Aber es war der kecke, frische, muthvolle Abdul nicht mehr. Die Verheerungen der Leidenschaft gingen auf seine neue Gestalt über und das Gewicht von zehn zugewachsenen Jahren drückte ihn vollends nieder. Er erwachte aus dem magischen Schlummer mit ergrautem Haar und gefurchtem Antlitz, seinen Freunden nicht mehr, kaum sich selber noch kenntlich. Und welches Leben stand dem Armen bevor? Statt des

Glücks zärtlicher Liebe fand er nichts als ein Grab, Leïla's Grab, worin sein besseres Selbst, seine Jugend, seine Herzenswonne schlummerten. Auf dem Steine dieses Grabes fand man ihn eines Morgens leblos zusammengesunken. Er hatte sich selbst den Tod gegeben.

Der weise Abas=Josaim, ein Schriftgelehrter, der im Dienste der Tugend und Wahrheit kostbare Früchte für die Nachwelt sammelte und sie in siebzig Bänden, von denen jeder eine Vorrede an den Leser, zwölf Anrufungen des heiligen Propheten und siebzig Sinnsprüche enthält, niederlegte, hat die Geschichte Abdul Zaïb's und Leïla's aufgezeichnet, so wie wir sie hier wiedergegeben. Der weise Abas=Josaim fügt folgende Betrachtung bei: Die Tugend liegt beiden Geschlechtern ob, und Mäßigung ziert Beide; ein edles Weib ist aber köstlicher und viel mehr werth des Lobes als ein edler Mann, denn weil ihr gegeben ist, feuriger und durchdringender die Macht der Liebe zu fühlen, so ist edle Mäßigung bei ihr höher zu achten als beim Manne. Solche

Nutzanwendung zieht Abas-Josaim, dem Gott gnädig sein möge, aus obiger Geschichte.

Ich schlug die Blätter der Handschrift zusammen, ein wenig verstimmt durch die pedantische Schlußfloskel des edlen Abas-Josaim, der, wie alle Geschichtsschreiber, eine Liebhaberei für Sentenzen an den Tag legte. — Die Lichter waren herabgebrannt; als ich sie putzte und dabei den Blick zufällig auf die Thüre richtete, die zum großen Wirthssaal führte, sah ich ein bleiches Gesicht mit starren Augen durch das Schiebfenster hereinblicken. Ich erschrak und glaubte zu träumen; die Gebilde der phantastischen Geschichte, schien es, wollten ins Leben treten. Noch einmal sah ich hin, das Gesicht war ein wirkliches, und zwar erkannte ich jetzt den Studenten Urban, der, unverwandt hineinblickend, das Buch, mich, die ganze Stube betrachtete und zweifelhaft schien, was er aus dem, was er sah, machen sollte. Ich rief ihm zu und bat ihn hereinzutreten, und er folgte der Einladung ungesäumt. Verwundert, sein Manuskript in meinen Händen zu

finden, gestand er, daß er gekommen sei, es mit nach Hause zu nehmen, weil er gefürchtet, die Wirthsleute könnten es im Versteck finden.

„Nicht die Wirthsleute, rief ich, sondern ich war der gefährliche Feind der Sicherheit Ihres Manuskripts.“ Nach diesen Worten bekannte ich ihm auch zugleich, daß ich unsichtbarer Genosse der Versammlung gewesen, und daß ich seinem Berichte über die Unternehmung unter der Kreuzkirche Wort für Wort gefolgt sei. „Dann werden Sie, rief er, begierig sein, den Ausgang des Unternehmens zu vernehmen?“ — „Allerdings bin ich es, entgegnete ich, und Sie verbinden mich sehr, junger Mann, wenn Sie mich aufs Genaueste in Kenntniß setzen, wie Sie ins unterirdische Gemach gedrungen und wen Sie als Bewohner desselben gefunden.“

„Vor allen Dingen, rief der lebhafte Jüngling, indem er sich dicht vor mich hinstellte und mit triumphirender Miene Etwas, sorgsam in feines Papier geschlagen, aus dem Busen zog, sehen Sie hier, mein Herr, jenes wundersame Elixir, das den Namen

Balsam von Mecca führt, und das uns Beide, wenn wir uns desselben bedienen wollen, in die zierlichsten, hübschesten Weiber von ganz Prag verwandeln wird." — „Das bezweifle ich, sagte ich; wenigstens was mich betrifft, glaube ich schwerlich, daß das Elixir die Kraft haben würde, aus einem mißvergnügten, hypochondrischen Reisenden ein anmuthiges, verführerisches weibliches Wesen zu machen. Dies wäre für ein Wunder etwas zu wunderbar." — „Wir wollen über ernste Dinge nicht scherzen, sagte der Student mit einer wichtigen Miene. Seitdem ich mit dem Geisterreich auf eine so auffallende Weise Bekanntschaft gemacht habe, und vor allen Dingen, seit ich dies Fläschchen in Händen halte, bin ich äußerst scheu und vorsichtig geworden mit Worten und Werken."

Ich nahm die Flasche, besah die darin enthaltene Tinktur, die roth von Farbe und von öliger Beschaffenheit war, und sie ihrem Besitzer wieder zurückgebend, sagte ich lächelnd: „Ich wünsche Glück. Wann wollen Sie ins feindliche Lager desertiren,

das heißt, wann wollen Sie aufhören ein Mann und Student zu sein?" — Die Gesichtszüge des Jünglings verzogen sich bei dieser Frage zu einem so lebhaften Ausdruck von Furcht und Verlegenheit, daß ich ihn verwundert ansah, nicht wissend, wie ich diese plötzliche Niedergeschlagenheit mit seinem eben bewiesenen frohen Muth reimen sollte. Er ließ mich nicht lange über seinen Gemüthszustand in Ungewißheit. „Ach, mein Herr, sagte er mit knabenhafter, von Rührung zitternder Stimme, da berühren Sie gerade eine sehr schmerzliche Stelle. Ich werde schwerlich je die Wirkung des Balsams erproben, den ich mit so großer Mühe und Gefahr mir gewonnen, denn —" Er stockte und fragte lebhaft: „Nun, was weiter? — denn — ich habe ein Mädchen, das ich liebe, ein ganz allerliebstes, reizendes Geschöpf, ein Mädchen — nun, was soll ich sagen? — ein Mädchen, wie es nur einmal aus Gottes Schöpferhänden hervorgeht." — „Urban, sagte ich, indem ich den hübschen Knaben ansah, das Gleiche behauptet jeder Liebhaber." — „Aber

nicht mit gleichem Rechte wie ich," erwiderte er rasch. Er stockte von Neuem, er hielt das Manuskript in der Hand, und indem er die vergelbten Blätter rollte und Ohren in sie einbog, war es, als wollte er das kostbare Geistesprodukt des weisen Abas-Josaim einer jammervollen Vernichtung entgegen führen. Endlich warf er das Heft hin und rief: „Wenn ich selbst ein Weib werde, so ist ja Josaika nicht mehr Josaika für mich!" — „Sie haben Recht, rief ich. Das Unglück Abdul-Zaïbs muß Sie warnen."

„O nicht das! erwiderte er rasch. Mir ist wenig daran gelegen, zu wissen, ob ich heftiger liebe oder Josaika; weiß ich doch, daß wir jedes auf seine Weise bis über die Ohren verliebt sind, und daß uns kein häßlicherer Streich gespielt werden könnte, als wenn wir Beiden zwei Josaika's würden, so wie es nicht minder toll wäre, wenn zwei Urban's entständen." — „So würde ich an Ihrer Stelle, sagte ich ruhig, den Balsam unangetastet lassen." — „Beim heiligen Nepomuck! rief der Jüngling, ein weiserer Rath ist

noch nicht gehört worden. Ja, ich lasse den Balsam stehen, ich lasse ihn ruhig stehen; er mag meinethalben Wunderbalsam bleiben, so lange er will. — Aber, setzte er hinzu und legte den Finger langsam an die Stirne, ich hatte mir dieses Verwandeln schon so wunderbar, so über alle Vorstellung hinaus seltsam und ergötzlich gedacht. Eines Tages, dachte ich, liegst du und schlummerst ein mit deinen alten Begriffen, Meinungen und Gedanken, die alle noch Sporn und Stiefel tragen und die Reitpeitsche schwingen. Plötzlich geht's wie ein goldener Schein hinter deinem Rücken auf; es ist, als käme die Sonne um Mitternacht zurück, als besänne sich der starre Winter und würde noch einmal Sommer und Frühling; es keimte, es triebe etwas in meinem Herzen, ich wüßte es nicht zu nennen und Niemand wisse es zu nennen, denn es ist noch nicht dagewesen, so lange die Erde steht, und nun ginge die Schönheit wie eine Blume in mir auf. Die holde Schwäche, fuhr Urban fort, das Erbarmen, das süße Mitleid, das Lächeln, die kleine Bosheit, das Zankfieber, die

allerliebste Rechthaberei, die mandelsüße Bosheit und all das Getändel und Gewirre, wie es in dem rothen Herzkästchen eines Mädchenbusens liegt, glitzert und durcheinander duftet und spielt, käme nun als Besitzthum zu mir und ich erwachte und wäre Josaika's Gespielin, trüge ein Mieder wie sie, rollte rabenschwarze Locken wie sie und ginge mit trippelnden Tritten des Sonntags zur Kirche wie sie! O wie wundersam! Könnte da nicht die Begierde den gläsernen Verschluß der Phiole sprengen? Aber nein! Josaika ist dann nicht mehr Josaika, wenn ich nicht mehr Urban bin. Es bleibt dabei, der Balsam wird nicht gebraucht."

„Aber noch immer weiß ich nicht, nahm ich das Wort, wen Ihr im Kabinet fandet. War es vielleicht der Magier Mehmet-al-Zobir in eigener Person? Hatte er Jahrhunderte hindurch, eines ächten Magiers würdig, im unterirdischen Laboratorium zugebracht und trat Euch nun entgegen im weißen faltigen Talar, mit dem goldenen Gürtel, wir wir ihn den jungen Abdul entlassend zuletzt gesehen haben?"

— „Nicht ganz, verehrter Herr, erwiderte Urban. Mehmet=al=Zobir selbst sahen wir nicht, wohl aber einen seiner Schüler, den weltbekannten Adepten, den sogenannten Grafen St. Germain. Aus den Stürmen der französischen Revolution hatte er sich nach Prag gerettet, die magischen Wundermittel seines großen Meisters mit sich führend. Wie wir ihn trafen, war gerade seine Zeit um, und er bereitete sich, in jenen hundertjährigen Schlaf zu sinken, der ihn neu kräftigen und verjüngen sollte. Eine günstige Konstellation wollte, daß wir erhielten, was wir wünschten. Der Graf selbst tröpfelte vom geheimnißvollen Balsam ein ziemliches Quantum in eine Flasche, die der Armenier in Empfang nahm, und von welchem Reichthum er mir nur dieses Wenige abgab, zum Dank für meine Mühe. Wir verließen die unterirdische Kirche wieder, ohne weiter einen Spuk zu erleben. Herzlich froh waren wir, als wir den Sternenhimmel wieder über uns erblickten.“

Dieser Bericht machte eine ungemeine Wirkung auf mich. Ich erkundigte mich auf's Genaueste nach

dem Aussehen und dem ganzen Wesen des räthselhaften Grafen, der mich immer, wo ich auch von ihm gehört, lebhaft angezogen hatte. Mein Erzähler befriedigte meine Neugier, so gut er konnte. Er sagte mir, der Graf sei in der Hofkleidung Ludwig XVI. erschienen, frisirt und gepudert, als käme er eben aus dem Salon, aber seine Kleidung habe einen widrigen Moderduft verbreitet und seine Züge seien gespenstisch verzerrt gewesen. Die Unterredung habe nur wenige Sekunden gedauert und hinter den Forteilenden sei die Thüre der Klause mit einem dumpfen, donnerähnlichen Schall zugefallen.

„Aber nun, fuhr der Student lebhaft fort, nun müssen Sie mir auch die Freude machen, sich mein Mädchen anzusehen. Sie wohnt hier dicht nebenbei, und da sie mich erwartet, wird sie wachen. Wir wollen sie belauschen. Ich führe Sie die Hintertreppe dieses Hauses herauf, wir steigen auf den Boden, kriechen durch etwas, was einer Dachluke ähnlich sieht, und sind bald vor Josaika's Mansardenstübchen. Nicht wahr, mein Herr, diese Reise, da Sie

so gern reisen, wird Ihnen gerade erwünscht kommen?"

Ich mußte wohl oder übel einwilligen, und wir traten unsere Wanderung an. Wir gelangten mit ziemlicher Beschwerde auf den Absatz des Daches und von hier aus in die Nähe einer Dachwohnung, in deren erhelltes Fenster wir mit Bequemlichkeit schauen konnten. Mein Begleiter, sich selbst den günstigsten Standpunkt raubend, hatte nichts Eifrigeres zu thun, als mir den bequemsten Einblick zu verschaffen, wobei er nicht verfehlte, mit liebenswürdiger Wärme und Leidenschaft den Cicerone zu spielen, indem er mich wiederholt versicherte, alles, was sich mir in diesem geheiligten Raume zeigte, sei im höchsten Grade meiner Achtung werth. Wirklich fand ich ein reizendes Gemälde, wohl würdig, dem Pinsel eines guten Künstlers zum Entwurf zu dienen.

Das Zimmer war klein, aber reinlich und mit zierlicher Nettigkeit aufgeputzt, ungefähr wie man Gretchen's Zimmer sich denkt, bevor Faust und sein unheimlicher Begleiter es durch ihre Gegenwart ent=

weiht. Aber Josaika war kein Gretchen, sondern eine ächt böhmische Schönheit. Schwarzes Haar floß um ihren Scheitel und dunkle Augen blitzten hinter langen Wimpern hervor. Ihr schlanker Wuchs war vollkommen geeignet, jede Leidenschaft auszudrücken. Sie stand eben vor einem Spiegel und drückte einen Männerhut auf ihre dunkle Locken, zugleich band sie ein schwarzes Halstuch um den Nacken, nachdem sie zuvor den gestickten Frauenkragen von den runden Schultern abgeworfen hatte; eine Freundin war ihr bei dieser Toilette behülflich. Wir hörten beide Mädchen lachend ausrufen: „O wenn wir doch Männer wären! wie hübsch wäre das!" „Ich würde mich auf's Roß schwingen," rief Josaika, „und ich würde mit dem Säbel in die Feinde hauen!" setzte die Gespielin hinzu. — „Da haben wir's! murmelte Urban; auch sie sind mit ihrem Geschlecht nicht zufrieden, auch sie wollen in das unsrige hinüber desertiren! Das ist doch toll! Welche Ursache haben diese hübschen Geschöpfe, mit ihrem Geschlechte unzufrieden zu sein? Wenn man so niedlich ist und so ganz an

seiner Stelle, so sollte man doch wohl zufrieden sein.“ — „Sie sehen, nahm ich das Wort, der Kitzel, das Geschlecht zu usurpiren, das nicht das unsrige ist, liegt tief in der menschlichen Natur. Er ist so alt, wie das Menschengeschlecht selbst, und wird nur mit ihm aussterben. Selbst die Philosophen haben hierüber Untersuchungen angestellt und Plato meint, manche Frauen müßten in einer früheren Existenz junge Männer gewesen sein, weil sie es nicht lassen könnten, tolle und seltsame Streiche zu begehen, die ihrem Geschlecht völlig unnatürlich seien. Ein anderer Philosoph sagt von den Männern: Wie kämen wohl Einige unter uns zu gewissen Liebhabereien, zu einem Hange zu weiblichen und kleinlichen Genüssen, zu einem unbegreiflichen Mangel an Muth und Thatkraft, wenn ihnen nicht eine unbewußte Erinnerung an eine Existenz anklebte, die sie früher als Weiber verbracht?“ — „Das alles ist sehr schön und läßt sich hören, erwiderte Urban zerstreut; aber ich muß wahrhaftig zu meinem Mädchen hinein, um sie von dem albernen Gedanken abzubringen, ein

Mann werden zu wollen. Leben Sie wohl, mein Herr; philosophiren Sie nur immer zu; wenn ich wieder herauskomme, finde ich Sie wohl noch hier auf dem Dache."

Er kroch ins Fenster und glitt vorsichtig die Dachfläche hinab. Der Morgen war angebrochen und empfindliche Kühle verbreitete sich. Ich kam glücklich in meine Stube zurück, suchte den Schlaf und diesmal ließ er sich auch finden.

* *
*

Nach einigen Monaten sah ich unvermuthet Urban wieder. — „Mein Herr, rief er, indem er mich geheimnißvoll bei Seite zog, ich habe Grund zu vermuthen, daß mit jenem verwünschten Elixir dennoch ein Unglück geschehen ist, ein jammervolles, recht heimtückisches, hinterlistiges Unglück. Hören Sie! meine Josaika ist verwandelt, eben so die meisten Mädchen der Umgegend. Und mit der Teufelei ist es so zugegangen. Plauderhaft, wie ich leider bin, hatte ich etwas vom Balsam und seinen Kräften ausgeschwatzt; Josaika gelobte mir, das Geheimniß

zu bewahren, aber welches Weib bewahrt wohl ein Geheimniß, und nun gar ein solches! Sie theilte es ihren Freundinnen mit; die Weiber fielen Allem nach über das Fläschchen her und —"

„Und sind sämmtlich in junge Bursche verwandelt?" rief ich. — „Ach nein, erwiderte Urban, wenn das wäre, so wären sie doch etwas; da aber Alle vom Balsam naschen wollten und nur wenig da war, so erhielt jede nur ein paar Tropfen, und so sind sie nicht recht Weiber und auch nicht recht Männer, widrige, unleidliche Mittelgeschöpfe geworden, die lächerlich sind, statt liebenswerth. Die Armen gehen nun umher, rauchen Cigarren, kleiden sich halb wie Männer, Einige haben auch stattliche Bärtchen auf der Oberlippe, und, was das Schlimmste ist, sie wollen uns nicht mehr gehorchen, wollen unsere Geschäfte und Aemter an sich reißen, wollen die Ersten und Herrschenden spielen, und dabei fehlt's doch Ueberall, an Kraft, an Muth, an Einsicht; kurz sie sind unausstehlich, und wenn es bleibt, wird man kein Weib mehr lieben mögen, weil sie nicht

mehr ist, was sie sein soll. Der verwünschte Balsam! hätte ich nie von ihm gehört! Es fehlt wenig, so fallen alle Männer und Jünglinge über mich her, als über den Urheber ihres Mißgeschicks."

Ich fand den armen Urban in der That beklagenswerth. „Sind Sie aber Ihrer Sache auch gewiß? fragte ich; vielleicht ist Alles nur Einbildung." Er zuckte die Achseln, und statt der Antwort zeigte er auf einen Trupp junger Weiber, welche die Straße herauf kamen, Cigarren im Mund, Männerhüte auf dem Kopf und Reitpeitschen in der Hand. Sie zogen an uns vorüber, warfen uns höhnende Blicke zu und verschwanden im Eingange einer Tabagie, aus der ein wilder, tumultarischer Gesang hervortönte. — „O der verwünschte Balsam von Mecca!" riefen jetzt Urban und ich zusammen.

Locusta.

Eine römische Geschichte.

Ein dunkler, schwüler Gewitterhimmel senkte sich schwer auf die Paläste Roms herab; die Nacht war grausenvoll, eine Stille, ähnlich der, welche auf offenem Meere einem Sturme vorhergeht, herrschte im weiten Umkreis und beängstigte jede athmende Brust. In den Straßen der Weltstadt wurde es einsam, denn Mitternacht war nahe; nur einzelne Gruppen später Nachtschwärmer flohen in der Dunkelheit über entlegene Plätze hin, um ihre Wohnungen zu erreichen, bevor die Wolken sich ihrer Regengüsse zu entladen begannen. Das goldene Haus des Nero, dieser ungeheure Palast, der die Bewunderung und das Staunen der römischen Welt war, zeigte in seinem Innern die Flammenbecken eines späten Bacchanals. Die rothen Vorhänge schimmerten durch das Dunkel der Nacht und aus den geöffneten Eingängen des Portikus

tönten die immer sich wiederholenden Strophen eines Gesanges, der dem Bacchus und dem Mars zu Ehren gesungen wurde. Die Stimmen der Sänger wurden von Zeit zu Zeit übertönt von einem rohen jubelnden Chor, der im Innern des Palastes von den Schmausenden und Zechenden geschrieen wurde.

Durch das Triumphthor des Claudius, auf der Straße hin, welche in die Gegend führte, wo die reichsten Familien ihre Landgüter hatten, schritt eine Frau, in lange weiße Gewänder gehüllt. Sie ging eilig, als sie aber das Thor hinter sich hatte und bemerkte, daß Niemand sie anhielt oder sie anredete, mäßigte sie ihre Schritte und blieb vor einem Hause stehen, das einem Winzer zu gehören schien. Sie rief in die offene Thür hinein und bald zeigte sich am Eingang ein ältlicher Mann, der mit ehrfurchtsvollem Gruß die Frau bewillkommnete. Ist der Knabe mit der Fackel bereit? fragte die Verhüllte. Er wartet schon lange auf Deine Befehle, lautete die Antwort; aber bedenke wohl, Gebieterin, was Du thust. Bis zum Hause der Sibylle ist's weit;

das Unwetter wird sogleich ausbrechen und auf der Landstraße findest Du keinen Verbleib. — Ich gehe den näheren Weg durch das Gebirge, sagte die Frau. — Das thue nimmer, Gebieterin! Trifft Dich das Unwetter in den Schluchten und Engpässen, so züchtigt es Dich mit seiner ganzen Strenge! — Pan wird mich schützen, entgegnete die Dame. Da ist der Knabe. Nun rasch vorwärts!

Sie ging und ihr schimmerndes Gewand leuchtete noch lange gegen den schwarzen Nachthimmel und die schwarze Erde. Der Winzer sah ihr nach und faltete die Hände im Gebet. So lange noch die Fackel leuchtete, wandte er das Auge nicht ab; erst als der kleine, trübe, rothe Stern hinter einer Baumgruppe erlosch, kehrte er in seine Hütte zurück.

Du kennst doch das Landhaus der Sibylle, Knabe? fragte die Wandelnde ihren Führer. Dieser wandte sich um und erwiderte keck: Ich kenne es. Schon einmal brachte ich Fremde dahin, die mich reichlich belohnten. Seit die vornehme Hexe im Gebirge wohnt, hat schon manches Stück Geld den Weg in

die Taschen von unser Einem gefunden. Die Götter mögen sie segnen!

Die Dame antwortete hierauf nichts. Ein heftiger Nachtwind erhob sich und sie hüllte sich fester in ihre Schleier. Das Paar ging eilig dahin. Man bestieg eine Anhöhe, durchschnitt einen Hohlweg und erklimmte mit einiger Mühe einen Felsenpfad. Das Licht der Fackel kämpfte mit dem Winde und die rothen Zungen der Flammen spielten in die Nacht hinein. Die weißen Schleier der Dame und die überhängenden Gebüsche erhielten flüchtige rothe Scheine, die eben so schnell erloschen, als sie aufgetaucht waren. Noch immer fiel kein Regen, obschon die Blitze den Horizont umflammten und dumpfe Donnerschläge ihre rollenden Akkorde durch die Nacht tönen ließen. Schneller! rief die Dame, schneller! Ist jene schwarze Masse dort nicht der Palast? — Nein, edle Frau, das ist der Tempel der Aphrodite, ein alter Tempel, den die Priester verlassen haben, weil er den Einsturz droht. Mein Großvater weiß noch von der Zeit zu erzählen, wo dieser Tempel

einer der besuchtesten und schönsten in dieser Gegend war. Als er sich mit meiner Großmutter vermählte, legten sie hier ihre Gelübde ab. Jetzt hausen nur Eulen und Fledermäuse darin. Das Bild der Göttin ist von einer Prozession, die im vorigen Herbste hierher kam, feierlich nach Rom gebracht worden. Seitdem, sagt man, spukt es im öden Tempel und um Mitternacht geht Niemand hier vorüber, aus Furcht, den wilden Gottesdienst der alten Hekate zu stören. — Sprich mit mehr Ehrfurcht von dieser Göttin, sagte die Dame ernst. Gerade in einer Nacht wie diese, hat sie die Herrschaft in Händen. — Das weiß ich, entgegnete der Knabe; ich habe sie auch nicht gelästert. Seht, edle Frau, wie dunkel, wie unheimlich sich der Tempeleingang darstellt. Die zertrümmerte Pforte steht halb offen und Schutt und Steine liegen auf den Stufen. —

Laß uns eilig vorüber gehen! rief die Dame und sie bogen in den Seitenpfad, der von dem öden Tempel abwärts dem Thale zulenkte. Hier erblickten sie ein Feuer, das in der Tiefe zu brennen schien.

Es wechselte seinen Platz und brannte bald hier, bald da; jetzt schien es zu glimmen wie ein Kohlenhaufen, jetzt warf es Strahlen aus und leuchtete, dann zog es sich wieder in einen Punkt zusammen und schimmerte in grünem Lichte. — Die Hexe hat Gäste bei sich, murmelte der Knabe, sie halten Aufzüge. — Du irrst, entgegnete die Frau, sie ist allein; jene Feuer sind Täuschungen, durch den Nebel und den Widerschein der Blitze veranlaßt. Laß uns eilen! Hier dieser Weg scheint schneller hinabzuführen! — Ja, edle Dame, allein er ist gefährlich durch steile Abhänge. — Gleichviel, laß uns ihn wählen; es ist schon spät und ich darf die mir bestimmte Stunde nicht versäumen. — Der Führer erwiderte hierauf nichts; er hielt mit der linken Hand die Fackel, die zu erlöschen drohte, und mit dem rechten Arm unterstützte er beim Niedersteigen seine Begleiterin. Sie langten endlich vor dem Palaste der Sibylle an, gerade im Momente, wo die heftigsten Donnerschläge erschallten. Die Dame wandte sich um, und indem sie den Schleier zurückschlug und

dem Führer ein todtbleiches Antlitz, umwallt von schwarzen Locken, zeigte, sagte sie gebieterisch: Verlaß mich jetzt und warte meiner am Eingang des Thales.

Als sich die Frau allein sah, erstieg sie zitternd die Marmorstufen und betrat die Vorhalle, die von zwei kolossalen Vasen, in denen Flammen loderten, erleuchtet wurde. Sie faßte den Ring der Pforte und schlug dreimal an die eherne Platte. Sie schauderte dabei zusammen und lehnte wie ohnmächtig an einer Säule. Eine Stimme von innen fragte, wer Einlaß begehre. Die Dame antwortete: Lucilia, die Wittwe des Attus! Auf diese Worte öffnete sich die Thüre, wie von unsichtbaren Händen aufgestoßen, und mitten im finstern Vorsaal stand riesengroß eine weiße Gestalt, unbeweglich und starr. Lucilia stürzte zu den Füßen des Phantoms, indem sie rief: Hier bin ich, mächtige Locusta! ich komme, um Deine Hülfe anzurufen. Nimm hin die Gabe, die ich Dir schulde! — Sie wickelte ein goldenes Gefäß aus

ihrem Schleier los und stellte es auf einen kleinen Altar in einer Nische des Eingangs.

Noch immer stand die Zauberin unbeweglich; ihre starren Züge schienen kein Leben zu bergen, ihre auf der weißen Tunika gekreuzten Arme schienen verlernt zu haben, sich zu einer Bewillkommnung ihrer Gäste mit freundlichem Gruße zu öffnen. Was ist Dein Begehr, Lucilia, Wittwe des Attus? fragte endlich die Sibylle, indem sie feierlichst einen Schritt vorwärts that. — Sind wir hier allein? erwiderte die Wittwe, indem sie sich schaudernd umsah und vergebens den dunkeln Raum zu durchspähen trachtete. Folge mir, sagte die Sibylle, und einen Teppich wegschiebend, zeigte sie voranschreitend eine Rotunde von mäßigem Umfange, die durch eine von der Decke herabhängende Ampel erleuchtet wurde. Hier standen zwei Ruhebetten, nah aneinander gerückt; auf dem einen nahm die Zauberin Platz, auf dem andern ihr Gast.

Nach einigen Minuten tiefen Schweigens hob Lucilia an: Als ich Dich das letztemal in Rom

sah, mächtige Locusta, hieltest Du mich für würdig, von Dir unter der Menge der geputzten, eiteln Weiber dieses eiteln, geputzten Hofes ausgezeichnet zu werden. Große Götter, welches Entzücken fühlte mein Herz, als ich in Deiner Nähe athmen durfte, als ich die berühmte Frau vor mir sah, der die Könige sich beugen und der selbst die Götter sich nicht versagen dürfen. Damals sagtest Du mir, wenn ich jemals Deiner Hülfe bedürfte, sollte ich eine der Nächte wählen, wo der Mond seine ganze Schattenseite der Erde zuwendet. Eine solche Nacht ist die heutige, und ich mahne Dich an Dein Wort, leiste mir Deine mächtige Hülfe.

Die Zauberin wiegte ihr Haupt, ohne zu antworten und ohne ihre strenge Miene zu mildern. Die Dame fuhr fort: Die Schrecken, die Dich umgeben, die ehrfurchtsvolle Scheu, die das Volk vor Dir hegt, hat bis jetzt meine Schritte hierher gehemmt, bis mein Elend eine solche Höhe erreichte, daß jede andere Rücksicht aus meiner Seele schwand. Allein, ohne alles Gefolge, stahl ich mich aus

meinem Hause, und nur ein armer Winzerknabe leitete mich hierher; ich trotzte der Unbill des Wetters und des Weges. O meine Brust hegt keine Schrecken als die, die das eigene Herz mir bereitet! Vernimm, Locusta, daß ich die Qualen des grimmigsten Hasses empfinde, Qualen, die das Ziel meiner Tage beschleunigen werden, wenn es Deiner Kunst nicht gelingt, ihren verborgenen Grund zu heben. — Wen hassest Du? fragte Locusta. — Meinen Sohn. Die Sibylle warf einen langen, prüfenden Blick auf die in Leidenschaft erregte Frau, dann fragte sie langsam: Warum hassest Du ihn? — Weil ich schon seinen Vater haßte, rief Lucilia, weil er die Züge des Verhaßten trägt, und jetzt hasse ich ihn dreifach, weil er es wagt, mir Gesetze vorschreiben zu wollen, weil er sich zu meinem Richter aufgeschwungen hat, weil er es nicht dulden will, daß ich dem Tullius Probus meine Hand reiche. — Dein Sohn ist noch ein Knabe, rief Locusta. — Ein Knabe? erwiderte die Wittwe des Attus rasch; nenne ihn nicht so! Er trägt in seiner Seele all die rauhe Männer-

tugend des alten Roms, des Roms der Republik, jenes unverdorbenen, noch nicht durch fremde Künste entnervten Roms. Von jenen Helden stammt er ab, die wild und trotzig in ihrem Ungestüm die junge Welt erschütterten, die sich anbetend vor ihnen niederwarf. Nenne ihn nicht Knabe! Er zählt erst 18 Jahr, allein er ist mehr Mann, als die bärtigen Helden, die in unsern Heeren an fernen Küsten sich Lorbeeren erfechten. — Und was soll mit ihm geschehen? fragte die Sibylle. — Mit leiser Stimme und halb in ihren Schleier sich hüllend, antwortete Lucilia: Reiche ihm eine jener goldenen Schalen, die Du auf Deinen Marmortischen stehen hast. Laß seine frischen Lippen sich netzen mit dem Tranke, der einschläfert und stille macht.

Die Sibylle konnte sich eines augenblicklichen Schreckens nicht erwehren. Wie? rief sie, Deinen Sohn willst Du vergiften? Bedenke wohl, Wittwe des Attus, daß Dir der Schatten des Knaben an den Ufern des Acheron einst begegnen wird, daß Du

seinen klagenden Schmerzenstönen dort Dein Ohr nicht wirst verschließen können!

Tullius Probus will es so, erwiderte Lucilia. Er verläßt mich, er entzieht mir seine Liebe, wenn ich nicht meinen Sohn ihm opfere. — So schicke ihn nach Germanien, laß ihn im Kriege fallen. — Roms Gesetze, erwiderte die Wittwe, sichern mir dann nur das Vermögen des Jünglings, wenn er vor Erreichung seiner Mündigkeit in Rom selbst stirbt. Darum bitte ich Dich noch einmal, reiche ihm eine Deiner Schalen.

Die Sibylle hatte sich erhoben und machte einige unruhige Schritte durchs Zimmer; dann blieb sie vor ihrem Gaste stehen und sagte: Es steht mir nicht zu, die Sittenpredigerin zu spielen; ich habe Frauen die Schwelle meines Hauses betreten sehen, die tiefere Verderbniß als die Deinige in ihrem Busen bargen, und habe ihnen ihren Willen gethan. Die Stunden einer geweihten Nacht vergehen nie, ohne daß das lasterhafte Rom mir seine gefallenen schönen Sünderinnen sendet. Gleichviel, ich schaffe Glück, wenn

auch auf dunklen Wegen. Sende mir Deinen Knaben; kränze ihm noch einmal die braunen Locken mit den Rosen der Jugend, laß ihn sich festlich schmücken, und um diese Stunde über einen Monat laß ihn an die Pforte dieses Palastes klopfen. Ich werde ihn Dir zurücksenden mit dem Tode im Herzen. — Und im meinigen wird neues Leben erblühen! rief Lucilia. Welchen Preis bestimmst Du? — Ich baue dem egyptischen Osiris einen Altar, sagte die Sibylle. Auf dem Altar soll mein Bild mit dem des Gottes zusammen prangen. Ich brauche zu dem Baue Gold; der Tempel der Locusta soll den Tempeln Roms nicht nachstehen, er soll sie übertreffen an Reichthum und Pracht. Gieb mir den Werth dreier Landgüter. Dies kann bei Deinem Reichthum kein Opfer von Bedeutung für Dich sein. — Es sei, entgegnete Lucilia.

Sie entfernte sich, und indem sie ihren Führer aufsuchte, der ihrer am Eingange einer Grotte wartete, murmelte sie für sich: Unersättliche! sind die Schätze, die Nero Dir mit vollen Händen spendet,

Dir nicht genug? Mußt Du Deinen Freunden solche Erpressungen auflegen? Armselige! einen Tempel willst Du erbauen, einen Tempel, in welchem Du Dich als Gottheit anbeten lassen willst! Du eine Gottheit, elende, feige Giftmischerin! Hat der edle Germanicus durch Dich nicht seinen Tod gefunden? Hat Agrippina Dich nicht gedungen, um ihren Gemahl Claudius verschwinden zu lassen? Würde ein Nero herrschen, wenn Du nicht wärst? Und einen Tempel willst Du Dir bauen? Ihr Götter, duldet es nicht! — Mit diesen Gedanken beschäftigt, erreichte die Wittwe des Attus Rom.

Der Mond hatte den Kreislauf seiner Phasen vollendet, es war dieselbe Stunde der Nacht einen Monat später, als der junge Attus sich auf dem Wege zum Palaste Locustas befand. Ohne den mindesten Argwohn zu hegen, glaubte er einen Auftrag seiner Mutter an die Sibylle auszurichten. In der Gegend des verlassenen Tempels der Aphrodite warf er sich aufs Moos eines Abhangs, um auszuruhen. Der Schlummer überfiel ihn; kurze Frist mochte er

so hingebracht haben, als ein heller Lichtglanz ihn das geschlossene Auge zu öffnen zwang. Er sah den Tempel erleuchtet; ein sanftes Licht strömte aus dem verfallenen Eingang und überglänzte purpurn die mit Gras und Gesträuch bewachsenen Stufen. Der Jüngling sprang verwundert auf und näherte sich der Ruine. Eine Musik, in so weichen Akkorden hinspielend, wie das Geflüster der Liebe in verschwiegener Nacht, drang aus dem innern Heiligthume. Der Wanderer betrat die Stufen, und siehe, auf dem Altare stand die Göttin der Schönheit und Liebe in ihrer ganzen Göttlichkeit, in ihrem vollen, verführerischen Liebreiz. Goldgestickte Schleier umwallten sie und flossen in duftigen Falten in die blühenden Rosenbüsche zu ihren Füßen nieder. Der junge Römer sank entzückt und berauscht an den Stufen des Altars nieder, indem er bittend seine Hände empor hob und dann sie, wie durch den Glanz geblendet, vor seine Augen preßte.

Die Göttin sprach mit süßer Stimme: Attus, laß in dieser Nacht keinen Tropfen Wein Deine

Lippen benetzen; zur Feier meiner Erscheinung faste, bis die Morgenröthe sich wieder hebt. — Ich gelobe es Dir, Göttin! erwiderte der Jüngling. — Brich eine Rose, sagte die schöne Erscheinung, stecke sie zu Dir; sie wird Dich an Dein Gelübde mahnen.

Attus pflückte die Rose, und mit tiefer Ehrfurcht, aber immer den Blick auf das reizende Weib gerichtet, verließ er den Tempel. Der Glanz erlosch und die frühere Dunkelheit umgab wieder den Schauplatz eines so lieblichen Wunders. Der Jüngling, fest überzeugt, die Göttin sei ihm erschienen, und für diese Gnade sich ihr und ihrem Dienste gelobend, setzte, um die Stunde nicht zu verfehlen, mit größerer Eile seinen Weg fort. Bald war der Palast der Sibylle erreicht und kaum hatte sein Tritt sich auf dem Marmorboden der Vorhalle vernehmen lassen, als sich ihm auch schon die Pforte öffnete.

Diesmal war Locusta nicht allein, sie prangte, festlich geschmückt, am Mahle, und um sie saßen Frauen und Männer und aufwartende Knaben liefen mit goldenen Gefäßen hin und her. Die Halle war

taghell erleuchtet und purpurne Decken umhüllten die Säulen und den Fußboden. Als Attus sich zeigte, erhob sich Locusta und ging ihm mit gnadenvoller Freundlichkeit entgegen. Die Schönheit des Jünglings schien nicht ohne Eindruck auf ihren stolzen, kalten Sinn zu bleiben. Sie führte ihn zur Tafel und ließ ihn an ihrer Seite Platz nehmen. Spiel und Gesang machten die Freuden des Mahls vollkommen, die Gäste ergingen sich in Scherz und Heiterkeit, die Pokale kreisten und die Schönheit der Frauen gewann an verführerischem Reiz. Attus wurde von ihnen bemerkt und vorgezogen, er ward der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit, aber so lächelnd ihre Mienen, so lockend ihre Worte, auf das Herz des Jünglings machten sie keinen Eindruck. Das Bild im Tempel nahm in voller Gewalt seine Sinne und Gedanken ein; er versank in Träumereien und Seufzer entstiegen seiner Brust, während der Taumel um ihn her immer wilder wurde. Plötzlich fühlte er eine Hand sich auf seine Schulter legen; es war die Sibylle, die einen goldenen Pokal ihm

reichte und ihn mit den Worten anredete: Trink, Attus! Du verschmähst die Speisen und Weine meiner Tafel, hoffentlich wirst Du den Becher nicht zurückstoßen, den die Frau des Hauses selbst Dir bietet. Nimm, Attus, und leere diese Schale auf das Wohl derer, die Du liebst, seien es nun Götter oder Sterbliche.

Bei diesen Worten erglühte der Jüngling, seine Leidenschaft übermannte ihn, er wußte sich nicht zu fassen, und schnell den Pokal ergreifend, rief er: Du hast Recht, Locusta, auf das Wohl derer will ich die Schale leeren, die ich liebe, seien es nun Götter oder Sterbliche! Er setzte an und schon netzte der dunkle Saft seine Lippen, als er seine Hand verwundet fühlte; es geschah durch einen Dorn der Rose, die an seinem Gewande befestigt war. Schnell fiel ihm sein Gelübde ein, er setzte den Becher nieder und blickte, von plötzlichem Grausen erfaßt, in die rothe Fluth. Er nahm den Pokal und leerte ihn unbemerkt auf den Estrich aus. Locusta, die sich abgewendet hatte, als sie ihn trinken

sah, nahm den leeren Becher und setzte ihn auf einen erhöhten Platz im Saale.

Nach kurzer Frist trat Attus den Rückweg wieder an, von der Sibylle mit freundlichen Worten verabschiedet. Ein Diener erhielt den Auftrag, den Jüngling bis auf die Grenze des Gebiets der Gärten zu begleiten. Dieser Führer war ein Greis, der mit den Blicken der regsten Theilnahme den Jüngling, der die Stufen herabstieg, betrachtete. Als sie an den Scheideplatz kamen, faßte der Greis die Hand seines jungen Genossen und sagte mit zitternder Stimme? O Attus, so jung, so blühend, ein Liebling der Götter, verläßt Du diesen Ort, und ehe die Sonne ihr Strahlenhaupt erhebt, wird fahle Bläsſe diese Wangen decken und Deine salbenglänzenden Locken werden dem Hades geweiht sein. — Was sagst Du? rief Attus, und faßte heftig den Arm des Greises. Dieser warf das mächtige Gitterthor zu, und hinter demselben rief er: Du erreichst Rom nicht mehr. Das schnellste, das wirksamste Gift ward Dir gereicht. Alle, die Du an der Tafel

sitzen sahest, sie sehen die Sonne des neuen Tages nicht! O hättest Du dieses Haus der Schrecken nie betreten!

Mit diesen Worten verschwand der Greis und der Jüngling warf sich in brünstigem Gebet zu den Göttern auf die Kniee, und vor allen Aphroditen dankend, die ihm sein Leben gerettet. Er suchte den verfallenen Tempel auf; die Schatten der frühen Tagesdämmerung umspielten deren Trümmer und hüllten sie in blassen Nebel. Der Tempel war öde und so laut Attus auch seine rufende Stimme erschallen ließ, es herrschte Schweigen und Grabeseinsamkeit. Am Altar, wo die Liebliche gethront, kniete er hin und drückte seine heiße Stirn an das verwitterte Gestein. Sie wollen mich morden! rief er in dumpfem Schmerze, — morden in der Blüthe und Fülle meiner Jugend! Wie grausam und entsetzlich! Das Leben und die Kränze des Ruhmes, die zu erstreben meine junge Seele dürstet, sie sollten mit einem tückischen Streiche mir geraubt sein. Nicht im ehrlichen Kampf, nein, unblutig, in den Schleier der

Dunkelheit und des feigen Geheimnisses gehüllt, sollte meine Leiche stumm die Thäter so grauenvoller Thaten anklagen! Ich errathe — ewige Götter, vergebt mir, wenn meine getrübte Seele durch solche Anklage euch beleidigt! aber ich darf es nicht hehlen, ich errathe die fluchwürdige Hand, die mir dieses bereitet. Ich kehre nicht nach Rom zurück! Ich fliehe und suche glücklichere Tage! Gieb mir Deinen Segen, Göttin! unsichtbar umschwebst Du mich! gieb mir Deinen Segen!

Es war dem Knieenden, als rührte sich der Rosenstrauch und spendete die süßesten Düfte. Der goldene Strahl der Sonne erhellte die Säulen des Eingangs, und muthig gestärkt verließ der Jüngling den Tempel.

* * *

Mehrere Jahre waren nach den eben erzählten Begebenheiten vergangen. Die siegreichen Legionen, die in Afrika gekämpft, kehrten nach Rom zurück, und unter den triumphirenden Feldherren, die mit Lorbeeren geschmückt von der Vaterstadt empfangen

wurden, war auch Attus. Er war zum Manne gereift; die Thaten, die er früher zu vollenden geträumt, er hatte sie jetzt wirklich vollbracht. Roms schönste Frauen und Jungfrauen beeiferten sich, den jungen Helden mit Lobliedern und Siegespalmen zu empfangen. Aber Attus schien unempfänglich für den zärtlichen geheimen Sinn dieser offen ausgesprochenen Huldigungen. Die Schönheit und der Liebreiz ließen seine Seele kalt, die nur für den Ruhm glühte. Lucilia, die sich unterdessen mit Tullius Probus vermählt, diesen jedoch in Folge einer neuen verbrecherischen Leidenschaft ebenfalls mit Hülfe Locustas ermordet hatte, war das Wiedererscheinen ihres todtgeglaubten Sohnes ein so entsetzenvoller Anblick, daß sie zu seinen Füßen hinstürzend, ihre Schandthat gestand, und ihn anflehte, ihr den Tod zu geben. Attus verzieh, aber er verbannte seine unnatürliche Mutter aus Rom. Sie bekannte in ihrem Exil die Verbrechen, mit denen sie ihr Gewissen beladen, und nachdem sie der Zauberin geflucht, endete sie im Wahnsinn ihre Tage.

Nero's grausame Regierung erreichte zu gleicher Zeit ein Ende. Die Schrecken, welche die Hauptstadt während einer Reihe von Jahren gefesselt hatten, entflohen jetzt gleich den Schatten der Nacht, wenn der Tag anbricht. Die Giftmorde, die unter den vornehmsten Geschlechtern gewüthet hatten, hörten auf, und Gesetz und Ordnung kehrten zurück. Das wüthende Volk zerstörte den Palast der Giftmischerin, und sie selbst entrann nur mit Mühe, um wenige Monate darauf, durch einen Urtheilsspruch des Senats zum Feuertode verdammt, ihren Lohn durch die Hände des Blutschergen zu empfangen. Man fand ungeheure Schätze in ihren Kammern angehäuft, zugleich eine Anzahl Schriften, die theils die Verzeichnisse der durch ihre Hand heimlich hingerichteten Personen des Hofes und der Stadt enthielten, theils die blutigen Annalen des Giftmordes selbst, dessen in ein System gebrachte Anwendung und die Aufzeichnung der Mittel und Handgriffe zur Bereitung des nächtlichen Trankes der Hölle. Nie hatte Rom ein gräßlicheres Geschöpf in seinen

Mauern gehegt, als diese Locusta, die, bekannt mit allen Lastern und Verbrechen, stets willig die Hand bot, wo es galt, Leben und Tugend zu gefährden. Ein Hof, wie der unter Nero, mußte ein Weib wie diese Locusta zur Seite haben, und es fehlte ihr nie an Arbeit. Da sie nicht für Angehörige, für Kinder oder Freunde mordete, denn sie war eine Fremde und stand völlig allein, so war nur ihre Habgier, ihr maßloser Ehrgeiz, ihr Verlangen, sich göttliche Verehrung zu sichern, die Quelle ihrer Unthaten. Rom jauchzte, als diese Hekade die Erde, die sie entweiht hatte, endlich verließ.

Die Ehrenbezeugungen und Triumphe, die den heimkehrenden Kriegern bereitet wurden, hörten allgemach auf und machten der ruhigeren Freude Platz, die lange Vermißten im Schooße ihrer Familie aufgenommen zu wissen. Die Verwundeten wurden von der Hand der Liebe gepflegt, die jungen Helden schlossen beglückende Bündnisse und die Hallen der Tempel ertönten von bräutlichen Gesängen. Nur einer dieser Krieger ging einsam umher in den Gärten

seines ererbten reichen Besitzes und achtete nicht der blühenden Myrthenhecken, der Lorbeergebüsche, der grünen Hügel, die der Strahl der Sonne vergoldete. Dieser Einsame war Attus. In seiner Seele brannte noch immer, ewig neu und blühend, jenes Bild, das in Nacht und Dunkel einst vom Altar Aphroditens ihm entgegengelächelt hatte. Wer war diese holde Gestalt? Aber kann ein Traum mit so viel wirklichem Glücke das Herz erfüllen? Nein, dieses Antlitz lebte, entweder im Himmel oder auf Erden. Doch lebte es im Himmel, wie mochte es da der arme Sohn des Staubes erreichen? War er denn nicht bestimmt, ewig in hoffnungslosem Schmerze zu trauern? Armer Attus! Hoffe nicht, die Göttin werde sich Dir neigen und aus den Räumen des Olymps niedersteigen, wie sie einst Aeneas beglückt. Die Zeit dieser himmlischen Wunder ist nicht mehr. Die Götter haben es verlernt, die Straße zur Erde hinab zu wandeln.

Wie Attus einmal so träumte und sein Geschick beklagte, hörte er Hülferuf von der nahen Land-

straße her. Ein Trupp Reiter wurde verfolgt von einer überlegenen Menge und ein Gefecht hatte sich entsponnen. Zwei Frauen, in Sänften getragen, waren zur Seite des Weges in Sicherheit gebracht worden; doch als das Getümmel sich auch dorthin wälzte, entflohen sie und eilten Hülfe rufend dem offenen Gartenthore zu. Die ältere der Frauen erreichte es, die jüngere jedoch sank ohnmächtig auf dem Grasplatz nieder, der das Becken eines Springbrunnens umschloß. Attus, seine Diener herbeirufend, nahte sich den Frauen und hob die Liegende auf, er hielt sie in seinen Armen, aber im Augenblick, wo er ihre Schleier zurückgeschlagen, stieß er einen Ruf des freudigen Schreckens aus, denn das Bild aus der Tempelruine athmete an seiner Brust. Keine Täuschung umflorte sein Auge, zu deutlich waren diese Züge seinem Herzen eingegraben. Als die Ohnmächtige erwachte, sah sie sich in einem kostbaren Gemache, die ältliche Begleiterin zu ihrem Haupte sitzend, und zu ihren Füßen, auf die Zeichen ihres wiederkehrenden Lebens lauschend, knieete Attus.

Eine sanfte Röthe übergoß das Antlitz der Jungfrau. Auch sie erkannte ihn, aber kein Wort des gegenseitigen Verständnisses entglitt den Lippen der Beiden; das Entzücken, die Liebe machte sie stumm. Unterdessen waren die frechen Räuber, die jenen Zug der Reisenden angegriffen hatten, in die Flucht geschlagen worden. Attus erfuhr, daß Claudia, so hieß die junge Dame, aus Syrakus kommend, im Begriff stehe, in Rom eine bedeutende Erbschaft anzutreten, daß ein Bewerber, dem sie ihre Hand verweigert, aus Rache ihr aufgelauert, um sie und ihre Begleiterin zu entführen.

Drei Monate waren vergangen; Claudia lebte in Rom und Attus bot seinen Einfluß auf, um die Angelegenheiten, die sie hierher geführt, zu betreiben. Er sah sie öfters, doch noch war nie ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, das jenes räthselhafte erste Zusammentreffen berührt hatte. Attus suchte sich einzureden, daß die Aehnlichkeit eine zufällige sei, und daß Claudia in keiner Verbindung mit jenem nächtlichen Gebilde stehe. Aber sein Herz

ließ sich nicht täuschen; es gab Augenblicke, wo er sich sagte: Du liebst Claudia! Sie ist es, die dich in jener Nacht auf ewig in Fesseln geschlagen, keine Andere. — Diese quälenden, sich widersprechenden Bilder und Träume machten ihn zerstreut und trübgestimmt; er floh Claudias Nähe, weil er sie nicht für die Auserkorne hielt, und dann lag er wieder zu ihren Füßen, weil er sich zurief, daß nur sie es sein könne.

Das Fest der Aphrodite nahte heran. Claudia hatte nur noch diesen Tag abwarten wollen, um ihre Rückreise nach Syrakus anzutreten. Ganz Rom ertönte vom wilden Jubel der Feste. — Welchen Tempel wirst Du besuchen, Claudia? fragte Attus mit Ehrerbietung. — Und welchem Altar giebst Du den Vorzug? fragte Claudia, und ein Lächeln schwebte um ihre Lippen. — Ich? entgegnete Attus düster, frage mich nicht. Meine Gelübde empfängt keiner dieser schönen, geschmückten, goldenen Altäre. Ich weiß einen zerstörten, halb verfallenen Tempel; dort

gehe ich hin, um in Einsamkeit der Leben spendenden Göttin zu dienen. Claudia erwiderte nichts; sie gab Befehle, sie ordnete den Zug ihrer Dienerinnen an und bezeichnete den Tempel, wohin sie sich begeben wolle. Attus nahm von ihr Abschied; sie erschien ihm heute mehr als jemals fremd.

Als die lauten Straßen und Plätze vom Lärm der Tanzenden und Schmausenden widerhallten, schlich Attus den dunklen Hain entlang und betrat beim letzten Schein der niedergehenden Sonne die Trümmer des verlassenen Tempels. Er drang in's verwüstete Heiligthum und warf sich auf den Stufen nieder. Nacht sank auf sein Haupt wie auf seine Seele. Da ertönte plötzlich eine sanfte Musik, ähnlich der, die er in jener Mitternacht vernommen. Die Klänge kamen immer näher und lispelten immer süßer. Voll Entzücken richtete er sein Haupt empor und — o ihr Götter! da stand sie wieder vor ihm, die himmlische Erscheinung, die schönheitstrahlende Aphrodite selbst! Er wich voll Ehr-

furcht zurück, da tönten vom Altar die Worte: Fliehe mich nicht, Attus! ich bin es, Claudia, nicht Venus, die Dich ruft! — Und Attus sank in die Arme des Mädchens und Aphrodite selbst legte ihre Hände zum Bunde zusammen.

Als Dir damals Gefahr drohte — erklärte Claudia ihrem Attus — ließen es die Götter zu, daß ich Dein rettender Genius wurde. Locusta war aus derselben Provinz, wie ich; sie hatte mich an sich gezogen, sie wollte mich vielleicht in ihre Geheimnisse einweihen. Noch ahnete ich nichts von ihren Greueln; da hörte ich zufällig, in der Vorhalle versteckt, mit an, wie Deine lasterhafte Mutter den Anschlag auf Dein Leben mit der Zauberin besprach. Dieser Tempel stand im Rufe, daß sich hier nächtliche Erscheinungen blicken lassen; diesen Glauben des Volks benutzte ich, Dich zu warnen. Ich rettete Dich mit eigener Gefahr; aber der Tod für Dich wäre mir süß gewesen; Dein Leben war auch das meine. —

Später, als Du Rom verließest, verlor ich Deine Spur, und klagte in der Einsamkeit um Dich. Schon war ich Willens, das Gelübde ewiger Weltentfremdung abzulegen, als die Götter mich Dich und mit Dir Glück und Leben wiederfinden ließen. — Dies, Attus, ist's, was ich Dir zu sagen habe. —

Günther.

Unter der Gruppe deutscher Dichter des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zeichnet sich eine Gestalt aus, die nicht allein die Aufmerksamkeit des Literar-Historikers, sondern im höhern Grade die des Menschenkenners auf sich zieht. Es ist einer jener Geister, die mehr in ihrer Erscheinung als in ihren Werken sich als Dichter bekunden. Sie gleichen den durchsichtigen Gefäßen, in denen der köstliche Balsam durchschimmert, vielleicht reichlicher und von vorzüglicherer Güte sich darstellend, als er bei näherer Prüfung sich wirklich findet, indeß andere in einem unscheinbaren, undurchsichtigen Gefäß den Inhalt und seine Kostbarkeit und Fülle nicht verrathen.

Neben der prächtigen Gestalt des „Freundes der Fürsten," des in Sammt und Seide prangenden

Martin Opitz von Boberfeld, neben der nicht minder stolzen, aber gefälligeren Erscheinung jenes Paul Flemming, der durch seine Reisen, seine wohllautathmenden kleinen Liebesgedichte und durch seine Liebe selbst der Welt sich bekannt machte, steht ein Jüngling, bleich, krank, prunklos und doch mit falschem Prunk behangen, zusammengebrochen und doch stolz, den entweihten Gott im Gesichte und in der jugendlichen Gestalt tragend; eine der hochblonden Gestalten mit schwarzen Augenbraunen und dunkeln Augen, von denen die Sage behauptet, daß in früher Jugend Elfen sie angeschaut und ihnen die seltsame Farbe mitgetheilt haben. In der That liegt in dem Blicke dieser Augen etwas zugleich Tiefsinniges und Frivoles, ein wildes Lächeln und ein trüber Glanz, eine unendliche Wehmuth und ein frecher, listiger Scherz. Man könnte sagen, daß durch solche Augen tausend Gedichte in unsere Seele geflößt werden; wir schauen sie unermüdlich an, und indem wir ihrem Schimmer folgen, möchten wir ihre Räthsel ergründen und ihren Zwiespalt lösen.

Ihr neckender Scherz verwundet uns, aber reizt uns zugleich. Lebt hinter diesen betrüglichen Spiegeln ein Herz? Wie wunderlich muß dieses Herz schlagen, wie abenteuerlich muß es fühlen! Wenn wir unser Bild diesem Herzen einprägen könnten, dann würde das Räthsel der Augen gelöst sein und wir hätten den Dämon in unsern Fesseln. Das sind die Gefühle, die uns bei schönen dichterischen Augen überkommen.

Der Jüngling, von dem hier die Rede ist, hieß Johann Christian Günther. Von seinem Leben wissen wir nur wenig. Es scheint, daß die Zeitgenossen es nicht der Mühe werth hielten, dieses Leben in seiner kurzen Dauer und in seinem mit Lastern und Schwächen angefüllten Laufe der Nachwelt aufzuzeichnen. Wirklich bezeichnet jeden Lebensabschnitt dieses armen Knaben eine Thorheit oder ein Frevel. Seine Gedichte bluten oft bei seinen Verirrungen; sie sind die zu Perlen gewordenen Reuethränen. Manche sind wieder im äußersten Grade frech und sinnlich; in manchen herrscht eine

trübe Erinnerung an frühe Unschuld und frühe Religion. Alle aber sind sie wahre Gedichte in ihren Schmerzen, in ihrer Unvollendung, in ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit wahre Gedichte, und man sieht aus ihnen, wie der arme Knabe, der sie niederschrieb, durch seine Erscheinung mehr als durch diese Lieder manches Herz für sich einnahm und wieder abstieß. Wir sehen ihn von Stadt zu Stadt wandern, an den Thüren hübscher Mädchen pochen, in kleinen finstern Gassen bei später Abendstunde rothe Vorhänge wegziehen und sein bleiches Gesicht mit den schwarzen Augen in ein jungfräuliches Stübchen stecken und dort Schrecken und Liebe entzünden. Wir sehen ihn an den Höfen der Fürsten zitternd und zugleich unverschämt, durch Epigramme antwortend und den Hochmuth, der ihn niederbeugen will, selbst niedertretend, dann aber wieder durch eine zu üppige Tafel in den Staub geworfen, und die Menge durch die niedrigsten Possen eines Trunkenbolds unterhaltend. Armer Günther! wir wollen Dir auf einigen Deiner irren Gänge folgen.

Deutschland war funfzig Jahre früher in eine freudige Aufregung versetzt worden. Der Stolz der Gelehrten, die Freude der Fürsten, Adam Olearius, ein pedantischer Mann, trat seine große Reise in den Orient an. Man sah ihn mit einem ansehnlichen Gefolge von dem Hofe des Herzogs von Schleswig-Holstein abreisen. Mehrere Jahre vergingen ohne Nachricht; unterdessen saß der kostbare Mann auf einem prächtigen Schiffe und wurde von den Wellen des baltischen Meeres geschaukelt. Er kam zurück, und ein dicker Band in Schweinsleder und ein Lorbeerkranz waren die Früchte dieser außerordentlichen Reise. Europa staunte, Adam Olearius hatte es möglich gemacht, jene wilden Völkerschaften zu besuchen, die bis jetzt der Schrecken des furchtsamen deutschen Gelehrten und das Entzücken der deutschen Jugend gewesen waren. Adam Olearius hatte mit ihnen zu Tische gesessen, er war mit ihnen zu Bette gegangen, sein Gefolge war von ihnen geprügelt worden und er hatte die Denkmünzen holsteinischer Herzöge unter ihnen ausgetheilt. In

jenem schweinsledernen Bande fanden sich eine Reihe von Vogelscheuchen, die Abbildungen moskowitischer, türkischer und persischer Regenten, mit denen Adam diplomatisirt hatte. Man erfuhr darin, daß die slavischen Völkerschaften schrecklich trinken und daß bei ihren Gastmahlen die Weiber sich auf die Körper ihrer betrunkenen Männer zu setzen pflegen; eine Notiz, die Jahrelang die deutschen Prinzessinnen schaudern machte und sie mit Vergnügen auf einen orientalischen Thron verzichten ließ. Diese wilde Reise machten einige zaghafte Naturforscher mit, die unter Zittern und Beben Kräuter sammelten und mit nicht minder unruhigen Bewegungen ihrer Herzen die Bewegung der Magnetnadel beobachteten. Zwischendurch wurden sie von den Barbaren geprügelt, ein wenig geschunden, mit Salz bestreut und dann an die Sonne gestellt; alles Dinge, die ein deutscher Naturforscher nicht gewohnt ist, und die geeignet sind, die tiefsinnigste Beobachtung zu zerstören und zu nichte zu machen. Adam Olearius führte zwar hierüber an den Höfen der Fürsten Klage, aber die

orientalische Kultur fand solche kleine Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln des geselligen Umgangs zu geringfügig, um besonders darauf zu achten.

Unter diesen gemißhandelten Forschern befand sich nun auch Paul Flemming, und dieses ist der Umstand, daß jene Reise unmittelbar mit dem Leben unseres Günther in Verbindung bringt. Schwerlich hätte ein landstreicherischer Junge, der halb fahrender Schüler, halb roher Bänkelsänger war, von der weltkundigen Fahrt des Adam Olearius in den fernen Orient viel Notiz genommen, wenn er nicht zufällig eines der Abschiedslieder Pauls zu Gesicht bekommen. In diesen wenigen Versen sprach sich jenes dunkle, schmerzliche und doch unendlich freudige Gefühl aus, das die Brust eines Mannes füllt, der „in die Ferne wandert." Damals war mit diesen Worten noch etwas ganz Anderes gesagt, wie heutzutage. Damals war die Ferne noch gleichbedeutend mit dem Wunder. Wer über zwanzig Meilen wanderte, wurde ein Abenteurer; wer sich bis über hundert Meilen von seiner Heimath entfernte, der

Held eines Gedichts. Man staunte ihn an, man machte Verse auf ihn und ließ in der Kirche für ihn beten. Man spotte nicht über diese Schwäche. So entstanden die entzückenden Gesänge Homers, so die anmuthigen Possen Ariosts. Wer die Fremde schaute, hatte ein Wunder geschaut, und wer ein Wunder geschaut, verfällt der Poesie. Wie arm sind wir, die wir keine Wunder mehr schauen!

Günthern faßte das brennende Verlangen, eine Reise mitzumachen, die siebenzig Jahre nach Olearius zu ähnlichen Zwecken unternommen wurde. Vielleicht, wenn dieses gelungen wäre, hätte sein Leben eine würdigere Gestalt angenommen, vielleicht hätte edler Männer Nähe und Liebe ihn vor dem Elend und der Selbstentwürdigung geschützt; allein es sollte nicht sein. Der träumerische Wildfang hatte sich um die Abfahrt nicht gekümmert; man hatte auf seine irren Fragen auch wohl falsche oder ausweichende Antworten gegeben; kurz, als er sich zur Mitreise meldete, erfuhr er, daß schon vor einem Monate die Schiffe abgesegelt seien. Man

lachte ihn aus, und er selbst machte ein possenhaftes Gedicht, in dem er sich zur Vereitelung seines Planes Glück wünschte und das Schiff der Gesandtschaft mit Sebastian Brand's Narrenschiff verglich.

Es scheint, daß er nach dieser verfehlten Expedition sich nach Leipzig zurückwandte und daß dieses der Schauplatz seiner zahlreichsten und betrübendsten Verirrungen wurde. Sein Jünglingsalter begann mit Niedertretung der Kräfte des Knaben. Frühzeitige Genüsse mußten die keuschen Keime vernichten und besudeln, die dazu bestimmt sind, späte fröhliche Erndten einzuleiten.

Das Leben eines Leipziger Studenten damaliger Zeit muß ein seltsames Gemisch von Abenteuerlichkeit, Pedanterie und Unsauberkeit gewesen sein. Unterdrückt, und doch sich frei nennend, in diesem Moment gegen die Gesetze der Gesellschaft aufrührerisch, und im nächsten ihnen sklavisch unterthan, immerdar aufgelegt zu Händeln, und immerdar zur Ruhe gewiesen, arm, um eine Brodrinde bettelnd, und dabei alle Reden Cicero's und Demosthenes' über die

Nichtigkeit des Reichthums im Munde führend; ein Pedant in diesem Augenblick, und ein junger, ausgelassener Gott im nächsten; bekränzt, verblendet und entzückt und gleich darauf gedemüthigt, mit Schmutz beworfen, von Lakaien aus dem Hofe geprügelt. Die Studenten unter sich hatten eine Menge barbarischer Proben, denen sich der neue Ankömmling unterwerfen mußte; es gehörte eine Gesundheit dazu, sie zu überstehen, und noch mehr Charakterfestigkeit, die angezwungenen Genüsse nicht zur Gewohnheit werden zu lassen. Unser Günther scheint diese Kraft nicht besessen zu haben. — Es geht aus mehreren seiner Gedichte hervor, daß er sich allein und verlassen befand. Unbestimmt bleibt es, ob er seine Eltern schon damals verloren hatte, oder ob diese ohne Macht oder ohne Willen waren, ihn zu unterstützen. Fast scheint das Letztere gewiß, denn der Vater grollte ihm schon lange vorher. Günther selbst spricht dieses Bewußtsein einer verlorenen Jugend in einem seiner rührenden Gedichte

aus, das wir den „Traum von der verlorenen Jugend“ nennen wollen. Hier ist es:

Ich warf mich nächtlich in dem Bette
Und dachte traurig hin und her:
Woran ich mich versündigt hätte
Und welches mein Verhängniß wär.
Ich sah den Trotz der reichen Thoren,
Ihr Trinklied fiel in meine Ohren,
Sie schlugen Sorg' und Gott in Wind;
Ich ließ den Glauben ziemlich wanken,
Und kam auf artige Gedanken,
Die klüger bleiben, wo sie sind.

Darüber zeigte mir der Schlummer
Ein ungewöhnlich Traumgesicht:
Ein Weib sah ich mit Leid und Kummer
Erliegen ihres Grams Gewicht.
Vergebens waren ihre Zähren,
Des tiefen Elends sich zu wehren.
Der Schrecken gab ihr Kraft zur Flucht;
Allein die Armuth hielt sie wieder,
Und riß sie in den Staub hernieder,
Umsonst, daß Hülfe sie gesucht.

Der Hunger fraß in Fleisch und Beine,
Die Lügen sogen Mark und Blut,
Die Laster warfen Pfeil und Steine,
Die Thorheit sprach den Frevel gut.

Das Mitleid sah die Angst von weiten,
Wollt' helfen, ward von allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt.
Die Zeit kam auch mit ihrer Länge,
Und sprach: O halt nur im Gedränge!
Du bist noch nicht genug geplagt.

Die Gegend von dem Trauerspiele
Wies in der Näh' ein lustig Feld;
Auf diesem lacht und scherzten Viele,
Wie wenn man etwa Hochzeit hält.
Es waren Freund' und Anverwandten,
Die unsrer Aermsten Noth wohl kannten.
Sie rief, sie schrie, sie weint', sie bat,
Und streckte die zerfleischten Armen:
Nicht einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf ächzte sie zum letzten Male:
Ach Himmel! hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem schärfsten Strahle,
Sein Mitleid war ihr schneller Tod.
Die Feinde schleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Morast und Sträuche;
Ihr Grabmal war ein wüster Ort.
Mein Aug' erschrak vor solchem Grimme;
Ich wachte auf, und hört' die Stimme:
„So schickt man deine Jugend fort."

Wer so rührend den Verlust der Seelenreinheit und der Blüthe der Unschuld beklagt, zeigt, daß er den ganzen Werth dieser himmlischen Güter erkennt. Günther wäre auch kein Dichter gewesen, wenn er nicht um ein „verlorenes Paradies" zu klagen gehabt hätte. Welcher Dichterseele ward jemals volles Genügen gegeben? Daß Günther diese Befriedigung auf rein sinnlichem Wege suchte, machte, daß die Enttäuschung desto bitterer wurde und schneller eintrat, als wenn er rein geistigen Illusionen gefolgt wäre. Wir wollen sein Leben an der Stelle beleuchten, wo jene üppigen Jugendgenüsse noch mit ihren unverbrauchtesten, glänzendsten Farben sich bekleideten. Offenbar war dieses in Leipzig der Fall.

Günther kam in das Haus des gelehrten Magisters Burchard Menken. Seine Verrichtungen in diesem Hause scheinen zwischen dem bescheidenen Beruf eines Schuhputzers und dem eitlen, hoffärtigen eines Jüngers der Wissenschaft getheilt gewesen zu sein. Ein armer Student muß sich seinen Freitisch oft durch seltsame Künste erobern; er muß dienen

im eigentlichsten Sinne des Worts. Hier war es aber, wo das klassische Alterthum unserm Günther nahe trat. Vor seinem entzückten Blick wandelten die alten Philosophen Athens und Roms vorüber. Die süßen Gesänge, die einst um die bekränzten Säulen des Tempels Aphroditens getönt, sie kamen in reicher Fülle, wie ein Häuflein geflügelter und geputzter Knaben, in die kalten Hörsäle der nordischen Stadt. Die bleichen Jünglinge horchten den Gesängen, ihr Herz schlug heftiger, ihr träges Blut erwachte und sie lallten die griechischen Verse nach, so gut sie es vermochten. Dieses waren die Exerzitien des Magisters Burchard Menken. Dieser würdige Mann lebte ganz in Rom und Griechenland. Er, ein gelehrter, mit Puder und Perücke gezierter Herr, lebte mit den alten Helden der Iliade auf dem vertrautesten Fuße. Mit brausender Leidenschaftlichkeit zog er vor Troja; mit unbeschreiblicher Verachtung sprach er von den Liebeshändeln des Aeneas mit der Dido; seiner Ansicht nach war im ganzen Virgil kein Vers, würdig, von der ge-

lehrten Zunge eines Kenners der griechischen Musen ausgesprochen zu werden. Er saß ganze Sommernächte hindurch in einer versteckten Laube seines kleinen Gartens an der Leipziger Stadtmauer und lallte die süßen Gesänge Theokrits und vergoß dabei bukolische Thränen. Wenn rings um ihn her die Stadt in Schlummer lag und plebejische Träume auf die eiserne Stirn der ehrlichen Pfahlbürger fielen, da kamen ihm die herrlichsten Gebilde des Alterthums, da schnallte er sich leichte goldene Sandalen an die Füße, und der deutsche Professor ging auf die Hochzeit der Thetis. Er tanzte mit den geflügelten Göttern einen schwierigen antiken Tanz auf dem Gipfel des Ossa und entschlummerte dann ermüdet, indem er sein Perückenhaupt in den Schoß einer Nymphe niederlegte. O welch ein Entzücken! Den Morgen darauf sprach er dann in den schönsten, begeistertsten Strophen und erklärte die alten Dichter mit so jugendlichem Feuer, daß sein ganzes Auditorium schwärmte. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieses auf Günther hervor-

bringen mußte. Eine Menge von Gedichten waren die Echos dieser stürmischen Klänge.

Leider aber hält die Schalkheit der alten Poeten mit ihrer großen Schönheit gleichen Schritt. Es ist so viel Reiz und so viel Verführung in ihnen, und Günther war gerade ein solches Jugendblut, welches das todte Wort ins warme Leben zu übersetzen verstand. Er mochte nicht, wie Herr Burchard Menken, archäologisch lieben, und noch weniger mochte er nur in seinen Träumen glücklich sein. Ein schöner schlanker Knabe, wie er war, thöricht und sonderbar in seinem Wesen, nachlässig geputzt, fiel er mit seiner sinnlichen Erscheinung vielen Mädchen in die Augen. Er trug, wie er es in einem seiner Gedichte selbst beschreibt, ein sandfarbenes kurzes Röckchen, eingefaßt nach damaliger Mode mit kirschrothem Seidenband, dann einen weiten, zurückfallenden Kragen, ein schwarzes Mäntelchen, ebenfalls blaßgelbe Beinkleider mit rothen Bändern, und einen Hut, geziert mit weißer Feder. An diesem Hute befand sich versteckt manch Liebeszeichen, und unter

dem gelben Rock hingen auf der Brust, ebenfalls tief versteckt, an buntfarbigen Bändern wiederum Liebeszeichen. Das war ein Schmuck, den unser Ritter nie ablegte.

Nahe dem Hause des Professors lebte ein munteres Mädchen, das Günthers Herz raubte und ihm den Schwur ewiger Treue abnahm; ach! ein Schwur, der leider bei unserm Helden später nichts als eine poetische Floskel wurde. Wir wollen annehmen, daß Leonore seine erste Liebe war. Seine Gedichte sagen, wie er sie am Fenster eines Nachbarhauses zum ersten Mal sah, wie sie ein schwarzes, faltiges Kleid trug, und wie er sich alle Mühe gegeben, von ihr ein Lächeln der Aufmerksamkeit zu erringen. Man hört bei nächtlicher Weile eine verstimmte Mandoline und ein klapperndes Horn in der engen Gasse ertönen, und zu diesen Klängen schickt Günther eines seiner hübschesten Lieder hinauf in das kleine Ohr des Mädchens. Die Gevatterinnen der Nachbarschaft werden wach, es flattern Laternenscheine an den dunkeln Häusern hin, man hört den Ruf der Wache,

und fortgeweht ist das Häuflein Sänger wie Spreu im Wind. Aber Günther hatte erreicht, was er wollte: Leonore wußte jetzt um seine Liebe. Es kamen die warmen Monate und man sah sich im Freien. Leonorens Eltern erfuhren aber dennoch etwas von dem Einverständniß, und man stellte den Liebenden nach. Sie flüchteten sich auf — den Kirchhof.

Das Gedicht, in dem Günther diese Flucht der Liebe in's Reich des Todes beschreibt, ist eins der gelungensten unter den zahllosen Liebesgedichten. Hier ist es:

Borau den 22. August 1719.

Nun Kind, ich kann Dich nicht mehr bitten,
Behalt' mein Herz in treuer Brust.
Das Denkmal Deiner muntern Sitten
Erweckt mir auch von Weitem Lust,
Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir Dein Gedächtniß hin.

Ein Waldhorn klingt in Abendstunden
Von Weitem durch die Gärten schön:
Es kühlt Erinn'rung uns're Wunden,
Und läßt den herben Schmerz verwehn.

Wie fern aus Nebelgrau ein Licht
Winkt mir Dein holdes Angesicht.

Das Glücke spielt mir tausend Possen
Und lockt mich auf des Hofes Eis;
Ich folg' ihm keck und unverdrossen,
Obgleich ich seine Tücke weiß.
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt' in allen Wettern still.

Die Gegend, wo ich leb' und dichte,
Ist einsam, schattig, kühl und grün;
Hier hör' ich, bei der schlanken Fichte
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und gab ihm all'zeit brünstiglich
Viel tausend heiße Küss' an Dich.

Erinn're Dich der ersten Küsse
Die Niemand, als die Nacht nur sah,
Erinn're Dich, wie rein und süße
War uns're erste Weihe da!
Gedenk an Orte, denk an Stunden,
Wo wir gesucht uns, und gefunden.

Das Wiedersehn ward uns verboten,
Wir suchten die geheimste Bahn,
Wir riefen die verwandten Todten
Zu Zeugen unsers Bundes an;
Und ließen bei verschwieg'ner Pein
Den Kirchhof uns're Freistatt sein.

Aber die Nähe dieser Todten konnte die Liebe nicht weihen, konnte ihr keinen Beistand verleihen. Der Mond blickte nieder auf die Leichensteine, und manche lange, lange Nacht sah er die Gruppe der Liebenden, und ihre Schatten zeichneten sich auf den Stein. Das war dem Herzen des jungen Dichters lieb; in seiner Seele vermählte sich gerne Todesgrauen und Liebesgluth. In diesen stillen Nächten, unter den stillen Todten, da floß seine beredte Lippe über von Liebesschwüren und Küssen; da erwachten die Schatten der alten Dichter, wie er sie am Tage vorher im Hörsaale hatte kennen gelernt, und schritten durch die dunkle Bläue des Himmels, aus ihren Kronen und Liebeskränzen Schauer und Entzückungen niederträufelnd in sein berauschtes Herz.

Seine Liebesgedichte sind köstlich; schade nur, daß die meisten von ihnen in zu kraftvollen Metaphern sprechen. Unser verwöhntes Ohr ist an diese rohe Plastik des Ausdrucks nicht gewöhnt, aber sie sind alle frisch, lebendig, in tüchtiger Situation immerdar den Kern auffassend, nie halb, nie zwei=

deutig. Was Flamme ist, brennt auch; wo ein Stachel ritzen soll, ist er nicht mit Baumwolle umwickelt. Der Dichter bittet nie um Verzeihung, daß er Dichter ist, er wirft uns seine kecken Worte leichtsinnig lachend zu, wir mögen sehen, wie wir mit ihnen fertig werden. Darum sind die meisten Liebesgedichte, so schön sie sind, doch kaum wiederzugeben. Wer sie in ihrer ganzen Ungebundenheit kennen lernen will, lese sie selbst nach. Man findet da den wilden Trotz der Liebe, die derbe, fast ekelhafte Ausschweifung neben dem rührendsten, zartesten Hauch der Sehnsucht, dem innigsten Seelenschmerze. Eine tolle Frivolität herrscht in dem Liede: „Als er ihretwegen viel leiden mußte," ausgehaucht; die anmuthigste Schalkheit lebt in den Zeilen, die die Ueberschrift führen: „Als sie in ein Kloster gehen wollte," und „die verworfene Liebe" weicht an Kraft und Adel der Bilder keinem Petrarkaschen Sonett.

In dem letztern Liede zeigt es schon prophetisch die Periode düsterer Reue an, die jetzt nicht mehr

lange ausblieb. Das Heer von Liebschaften, viele erniedrigend und fast alle beschämend, warfen seine Seele in Bande und lähmten die Fittige seiner Dichterkraft. Ein rohes, zügelloses Leben begann; er entfernte sich aus dem Hause seines früher so geliebten Gönners und zog mit noch andern verlorenen Söhnen in der Irre umher. Die Armuth und das Elend folgten ihm auf der Ferse. Wo in den Nachbarstädten, oder auf einem Rittergute, selbst bei reichen Bauern auf dem Lande eine Hochzeit gefeiert wurde, da zog Günther ein und erwarb sich für ein Hochzeitgedicht auf einige Wochen eine schwelgerische Existenz. Sie endete mit Schelten und Schlägen, und am frühen Morgen trieb die Hetzpeitsche des Pförtners den betrunkenen Dichter aus dem Hofe. Im nahen Walde fand er dann seine hungrigen Genossen; jetzt wurde die vorbeifahrende Kutsche umlagert und mit weit vorgestreckten Hüten von den erschreckten Reisenden Almosen erbeten, indem dazu der laute Ruf: „Arme reisende Studenten, ihr Herren!“ ertönte.

Dieses Elend des armen Günther wuchs zu einer grausenerregenden Höhe. Seine Freunde, er hatte deren noch, obgleich Niemand sich öffentlich dazu bekennen wollte, sahen ihn mit bitterm Schmerz einem schmachvollen Ende entgegeneilen. Kaum war er ihnen noch kenntlich; in diesen verwilderten Zügen war nichts mehr von dem schönen Jünglinge zu sehen, der einst so herrliche Hoffnungen erregte. Die Kleidung war zerrissen, die Lumpen selbst mit wilder Sorglosigkeit umgehängt; die Genialität im Anzug eines jungen Dichters war in den Schmutz und die freche Unbekümmertheit des Vagabunden ausgeartet.

Herr Burchard Menken fand diese Ergebnisse ganz besonders betrübend. Er hatte bei seinem einsamen Leben erst spät die Umwandlung seines früheren Dieners und Lehrlings erfahren, und sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß den Musen ein Jünger entzogen werden sollte, der da versprach, ihnen dereinst Ehre zu machen. Der Kenner von „Ovids Kunst zu lieben“ konnte sich nicht vorstellen,

daß man auf den Gedanken kommen könne, diese Kunst ins wirkliche Leben zu übersetzen; er erstarrte, als er sah, wie diese Uebersetzungen seinen frühern Schützling umgewandelt hatten. Ohne ein Wort zu sagen, schlüpfte er an ihm vorüber, schloß sich in seine einsame Zelle ein und vergoß Thränen über den verlornen Jüngling. Aber der edle Herr ließ es bei den Thränen nicht bewenden, er gedachte mit rascher That zu helfen. Ein Diener wurde mit Geld in die elende Herberge geschickt; dieser kaufte den Dichter frei und führte ihn zum zweiten Male in die Behausung seines ersten und aufrichtigsten Gönners. Hier wurde nun Rath gehalten, und das Resultat war ein tiefgefühltes Reuebekenntniß des armen Günther, und das Versprechen, ihm eine ehrenwerthe Stelle zu verschaffen, von Seiten des Professors.

Der Hof August des Starken, Königs von Polen, war damals der Vereinigungspunkt aller Talente, die den guten Geschmack, den Glanz und den Luxus zum Theil ausmachen, zum Theil befördern

helfen. Es befanden sich an diesem Hofe italienische Sänger und orientalische Gaukler, französische Tänzerinnen und germanische Gelehrte. Alles im buntesten Gemisch. Was nicht amüsiren konnte, mußte wegbleiben; daher kam es denn auch, daß ein deutscher Professor damals ganz nahe an den Hofnarren grenzte. Die erhabene Wissenschaft mußte sich zu kleinen, unangenehmen Taschenspielereien herablassen, um in dem Geräusch des Hofes auch eine Stimme zu behalten. Man sah Perücken, mit Lorbeer und Flittergold gekrönt, sich im weltlichen Gedränge bewegen, und die tiefsinnigen Systeme eines Leibnitz wurden in kurzen Dialogen als Zwischenspiele unter die Akte eines Ballets geschoben. Man disputirte über den Plato dicht an der Kulisse, hinter welcher eine hübsche Tänzerin sich ankleidete.

In so frivoler, lebenslustiger Welt hatte die Poesie nichts weiter zu thun, als immerwährend zu loben. Zu diesem Zweck stand ihr der ganze Olymp zu Diensten. Jene strengen Götter Homers wurden graziöse, schmeichelnde Begleiter der Fürsten

und tanzten an ihren Festen. Mars bekränzte unaufhörlich seine Helden, Venus warf ihnen ihre Myrthenbouquets in den Schoß, Pallas gab ihnen die Attribute der Wissenschaft in die Hände, und Apoll seine Lyra. Diese Art zu leben erscheint uns jetzt als fade, allein damals war sie fein und sinnreich. Wer am meisten Allegorien häufen konnte, war der größte Dichter, wer die Autoren am unverschämtesten plünderte, der gelehrteste Panegyriker. Etwas hiervon hat sich noch bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhalten, und selbst Göthe verschmähte es nicht, diese prunkenden Puppen der Allegorie bisweilen in Bewegung zu setzen.

Herr Burchard Menken wußte, daß sein Schüler Glück machen würde mit seinen Versen, wenn er nur auch Glück machte mit seiner Person, und dieses stand zu bezweifeln. Indessen hoffte man das Beste, und unser Günther kam nach Dresden. Er sollte jetzt „des Hofes Eis" betreten, wie er selbst in jenem Gedichte aus Borau sagt, das wir angeführt hatten. Er war auf's Beste ausgestattet, und

alle Fehler seiner verlorenen Jahre waren unter Sammt und Seide versteckt. Der Erfolg war bei alledem unendlich betrübend.

Die polnischen und deutschen Großen am Hofe Augusts führten jeder seinen Panagyriker mit sich, den sie ihren Kammerpoeten nannten, und von denen einige die elendesten Gestalten, die unverschämtesten Landstreicher, wo nicht noch etwas Schlimmeres waren. Dieses Gesindel schaarte sich um den neuen Ankömmling, und da sie in ihm einen Beeinträchtiger ihrer Rechte und Hoffnungen sahen, waffneten sie sich gegen ihn. Günthers Charakter war weit entfernt von jener kriechenden Speichelleckernatur, die jene unwürdigen Satelliten bezeichnete. Das Elend hatte ihn verwildert, aber nicht gebeugt. Er, der Mann, der von den Mächtigen leben sollte, sagte diesen Mächtigen Wahrheiten, die oft bitter und treffend waren. Gegen ein frostiges Lobgedicht machte er zwölf gut gelungene Satyren. Diese Sprache im Munde eines damaligen Dichters war neu. Günther erwarb sich Feinde, seine Sache war

so gut wie verloren, und Alles kam jetzt auf eine Audienz beim Könige an. Unser Poet wußte das, und er bereitete sich mit den studirtesten Mitteln auf diese Audienz vor. Seine Feinde waren ebenfalls thätig.

Als der Tag erschien, that Günther das Gelübde, keinen Tropfen Wein über seine Lippen kommen zu lassen. Er hielt dieses Gelübde, bis sein Fuß die Schwelle jener ominösen Treppe betrat, die zur Macht hinauf leitete. Er wurde in einen der entlegenen Korridore gerufen und fand hier eine kleine heitere Gesellschaft versammelt. Man spielte die Zither, man saß unter Blumen und man trank Wein. Das waren Scenen, wie sie damals häufig vorfielen. Günther liebte leidenschaftlich diese Scenen, aber heute fand er für gut, sie mit dem Rücken anzusehen. Man ließ ihn nicht fort. Ein großes korpulentes Violoncelle postirte sich vor die Thür, eine dünne Flöte schob sich als Riegel vor, eine Mandoline klagte in süßen, zärtlichen Tönen. Dabei wurden die Pokale gefüllt, der Wein perlte, die

Düfte einer Pastete wirbelten empor. „Nur ein Glas, nur ein Glas, Freund Günther!“ so tönten die Stimmen. Er wandte sich ab, aber es zogen ihn schöne Hände herbei, und die Ueberredung siegte. Er saß auf dem Sessel am obersten Platze und zwei tüchtige Trinker übernahmen es, ihn zu bearbeiten. Armer Poet! Mit deinem Glück, deinem Ruhm, deiner Ehre ist's aus! Als du nun vor dem Könige erschienst, da taumeltest du, da warst du nicht fähig, eine zusammenhängende Rede hervorzubringen. Ein finsterer Wink der Augen, und du warst verabschiedet, verabschiedet, um zu deinem Elend, deinem trostlosen Jammer, und zu deinem Verderben zurückzukehren. Die Feinde hatten gesiegt.

Das Uebrige von Günthers Leben kann füglich als „das schwache Aufflammen und jähe Verlöschen des Lichts“ bezeichnet werden. Wir erschrecken oft, und es überschleicht uns ein grausiges Gefühl, wenn wir den an unheilbarer Auszehrung Leidenden von weit hinausreichenden Lebensplanen sprechen hören; aber weit stärker muß der düstere Eindruck sein,

wenn wir den rettungslos moralisch Versunkenen von Planen des Glanzes, des nahen Ruhms und der zu erwerbenden anerkennenden Achtung sprechen hören. Wir sehen die Hebel nicht, die dieses bewirken sollen, wir sehen die Fülle gespannter Kräfte nirgends, die eine so gewaltsame Veränderung herbeizuführen im Stande wären. Die allein gültige und wirksame Buße entspringt nur aus einem Boden, der die geistige Zeugungskraft noch nicht verloren hat; Günthers Entschließungen zur Reue waren nur Symptome seiner äußersten Schwäche.

Die Wissenschaft der Heilkunst, der er sich früher mit sehr zweifelhaftem Erfolge zugewendet, sollte jetzt, mit Ernst und Eifer ergriffen, der Zweck seines Lebens und das Mittel zu einem ehrlichen Auskommen werden. Aber hier zeigten die Musen jene Widerspenstigkeit, die ihnen eigen ist, wenn der ihrem Dienste Geweihte sich den Pflichten bürgerlicher Existenz nebenbei verkaufen will. In Günthers schwacher Seele entstand Streit und Zwiespalt; er wollte und wollte nicht. Das Bedürfniß drängte,

der innere Widerwille wandte alle Kräfte an, den Gehorsam zu verweigern. Hier wird nun unsers Dichters Leben farblos und ohne Interesse. Die Keckheit der Jugend, der Uebermuth der Kräfte ist entschwunden, und die moralische Tüchtigkeit ist nicht an ihre Stelle getreten, um uns wegen der verlorenen poetischen Reize zu versöhnen.

Günther lebte nun abwechselnd in Borau, in Schweidnitz, in Leipzig ein trostloses, verlassenes Leben; endlich brachte ihn sein Schicksal nach Jena, und dort starb er.

Der Biograph Günthers fügt tröstend hinzu: „Ihm, dem Armen, dem Verlassenen, fehlte bei allem dem doch das ehrliche Begräbniß nicht." Ja, seinem Sarge folgten erkaufte Leidtragende, die man aufputzte mit der Garderobe des Todes, und die man gleichgültig wieder verabschiedete. Doch wir wollen annehmen, daß unserm armen Dichter wenigstens ein unerkauftes Herz folgte, ein Herz, das um ihn blutete, ein Auge, das um ihn weinte,

eine Hand, die zitternd die Erde auf seinen Sarg warf.

Aus der Asche dieses unwürdigen Todes entstand das wahre Leben, ein Leben, dem kein Tod droht; der Geist des Dichters schwang sich empor, und von den irdischen Mängeln gereinigt, erschien er in einem seiner würdigen Lichtgewande. Dieses ist die Sammlung seiner Gedichte, von denen bald nach seinem Tode mehrere Auflagen schnell nach einander erschienen. Der Zweck dieses Aufsatzes ist, auf diese aufmerksam zu machen. In unserer Zeit, wo die Lyrik sich so viele Freunde erwirbt, ist es nöthig, vor falschem Geschmack zu warnen und freundlich zu werben um Theilnahme für jene frischen jugendlichen Geister früherer Tage. Günthers Gedichte sind darum so vortrefflich, weil sie echt menschliche Zustände uns vor die Seele führen. Es ist da nichts Ueberreiztes, fremdartig Herbeigezogenes. Die Wahl der Bilder ist immer passend, treffend, weil sie sich der Natur und den Sitten

anpaßt. In einer mit Geschmack geordneten Auswahl würden sie noch jetzt große Theilnahme finden. Es weht ein anspruchsloser, heiterer Geist durch die Sammlung, und die Verirrungen einer poetischen Jugend sind mit den lebhaftesten Farben darin geschildert.

Daß Günther seinen Werth fühlte, und daß hierin ein Trost für sein brechendes Herz lag, bezeugt ein Abschieds-Lied, das er spät noch sang, und von dem wir, ebenfalls zum Abschied von dem Leser, nur zwei Strophen ausheben wollen:

Euch Musen dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt' und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geschützt, geführt, ernährt;
Und wenn es übel mir ergangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Sprecht nur, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit in's Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Den wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein vom Sterben frei.

Die Claviermamsell.

Glaubt nicht, daß ich eine komische Geschichte schreibe; der Titel könnte euch dazu verführen; nein! die Clavìermamsell soll euch Stoff zu ernstem Nachdenken geben, vielleicht sogar zu einer Thräne. Hört mich an.

Es fällt schwer, gehörig auszusprechen, wie die Großen, die Reichen, die Genußsüchtigen, die Vornehmen und die dem Vergnügen lebenden — wie falsch sie sind. Geht nur auf ihre Vereinigungsplätze, seht sie euch an. Sie kommen unter Lachen, Gespräch und unter tausend guten und schlechten Späßen zusammen, sie verplaudern den Abend und einen Theil der Nacht, Blumen, Spitzen und ächte Steine schmücken sie; und doch gebe ich mein eigenes Herz hin, wenn ihr etwas bei ihnen endeckt, das einem Herzen ähnlich sieht. Es ist so viel von der

falschen Welt geredet worden; nun will ich auch einmal davon reden.

In einer großen Stadt, denn ich zweifle, daß die Geschichte die ich euch erzählen will, je in einer kleinen Stadt sich hätte zutragen können, lebte eine Wittwe, die eine schöne Tochter hatte. Die Frau war wohlhabend und wandte ihre Mittel redlich dazu an, der Tochter eine treffliche Erziehung zu geben. Wir wollen das Mädchen Victorine nennen. Victorine war schön, sie war noch mehr als schön, sie war gut, lebenslustig und fröhlichen Herzens; denn ihr wißt wohl, daß es eine ernste, trübe, unheimliche Schönheit giebt, eine Schönheit, die, wenn man sie bei einem jungen Mädchen findet, uns eher einen peinlichen, als einen angenehmen Eindruck macht. Victorinens Gesicht war der Spiegel ihrer Seele, und da die Seele rein und schuldlos war, so zeigte das Gesicht vor allem Reinheit und Schuldlosigkeit. Ihre blonden Haarflechten, ihr offenes, klares, blaues Auge, ihre frische morgenschöne Farbe, ihr leichter Gang und ihre Bewegungen, die

jene ungezwungene Grazie an sich trugen, die Herz und Auge für sich einnehmen, machten zusammen ein hinlänglich bezauberndes Bild, das nicht verfehlte auf junge und alte Männer in der Umgebung Victorinens seine Wirkung zu äußern. Die Wittwe lebte in einem geselligen Kreise; sie gab öfters Feste und wurde zu Festen geladen. Es waren so muntere, herrliche Tage, daß sie noch jetzt in der Erinnerung manches Gastes leben, obgleich die schönen Mädchen, die damals nach dem lustigen Klang der Geigen sich herumschwangen, längst kleine, gebückte, eisgraue Mütterchen geworden sind. Die Zeit pflückt Rosen.

Es war zur Zeit, als die ersten Walzer aufkamen, oder Schlenderer, wie man sie auch nannte, eine ewig denkwürdige Zeit für die tanzlustige Jugend. Zum erstenmal wurde diese Jugend von den strengen Fesseln der ceremoniösen, anstandsvollen, grausamen Menuet erlöst. Man warf gleichsam eine Handvoll frischer Mädchen in den brausenden Strudel hüpfender, quirlender, perlender, schäu-

mender Töne hinein, und ließ sie da nach Herzenslust untertauchen, wieder auftauchen, wieder untertauchen und so fort, bis Jugend und Muthwille ihr Ziel erreicht hatten. Das war eine Lust! die grämlichen Tanten und Mütter durften nicht nein sagen, denn die Mode brachte den neuen Tanz mit sich. Oft fand es sich auch, daß eine im Menuet ergraute und gesteifte Schöne es noch wagte, sich in den Walzer zu stürzen, und da sah man mit Entsetzen das alte Bild im wirbelnden Tumult dahin fliegen und ohne Rettung verloren. Der Tanzgott, der eigensinnigste und am wenigsten Vernunft annehmende Gott unter allen Göttern, die den Olymp der freudeberauschten Jugend bilden, strafte den Bruch des Gesetzes, das dem Alter Mäßigung und Enthaltsamkeit auflegt, grausam und unerbittlich mit Schwindel und Ohnmacht. Aber ein Walzer war unter den Walzern! ich wünsche ihr hättet ihn gehört, um flugs alle Sorgen und alle Mühe des Lebens meilenweit hinter euch zu fühlen. Alles was sich an Fröhlichkeit, an Töne-Tollheit, an sich über-

stürzender Lebenslust in ein paar hundert Noten zusammenzaubern läßt, war diesem Walzer gegeben. Er hieß der Flora-Walzer, weil man allen Ernstes glaubte, Flora tanzte ihn mit ihren Nymphen in der ersten schönen Frühlingsnacht, bei rings im Kreise herum angezündeten Feuerlilien und brennend rothen Mohnfackeln. Viele wollten sogar die Göttin gesehen haben, wie sie nach der Melodie ihres Lieblingswalzers leicht geschürzt und mit einem Kranz junger Tulpen im Haar dahinflatterte, und bald dem schönen Hymen, einem jungen Götterelegant, der sich darauf caprizirte, nur mit der schönsten Göttin einen Walzer zu tanzen, die Hand reichte, bald dem kleinen Amor, der noch so ungeschickte Sprünge machte, daß alle Lilienkelche umher sich vor Lachen schüttelten und ihre Thauperlen ins Gras sprengten. Dem sei wie ihm wolle; ob Flora den Walzer jemals getanzt, wissen wir nicht, aber Victorine tanzte ihn, und das war auch eine Flora, eine Blumenkönigin, nur etwas fester, beständiger gebaut und mit soliderem Körper versehen, daß sie auch für einen jungen

Erdensohn taugte. Um den Flora-Walzer zu componiren und ihn auch noch ins Leben einzuführen, mußte eine Menge Glück, guter Laune und ächter Fröhlichkeit zusammenkommen, sonst konnte ein solcher Walzer gar nicht bestehen. Der Tonsetzer gleich von vorn herein mußte in einer Stimmung sein, wie sie nur ein sehnsüchtiger Bräutigam hat, der so eben das Jawort von seiner Schönen empfangen; dann — und dies war unerläßlich — mußte der Instrumentenmacher, als er das Piano zusammenfügte, unter nicht minder glücklicher Constellation sich befunden haben, und endlich, wenn auf diesem Piano und von diesem Tonsetzer der herrliche Walzer ins Leben gerufen worden war, gehörten noch Füße dazu, gerade solche und keine andere, wie Victorine sie hatte, um diesen Walzer zu tanzen; dann erst war er vollständig und ganz was er sein sollte. Aber nein, noch Eines fehlte: Victorine mußte mit dem schönen Leon tanzen; und Victorine tanzte mit Leon. — Ihr wundert euch, daß ich von einem simpeln Walzer so viel Aufhebens mache; aber wißt

ihr auch, in welch kleine, unscheinbare Dinge sich die Liebe oft versteckt? Ist's euch lieber, sie in ein Stückchen Flor verhüllt zu sehen, in eine Pappschachtel, in einen Streifen Papier, den die Hand der Geliebten in der Zerstreuung zusammenrollt? Ich trage euch, das Geheimniß, wohin ihr wollt; diesmal müßt ihr es, wie es mir übrigens die strenge Wahrheit auferlegt — denn ich erzähle keine erfundene Geschichte — in einem Walzer hinnehmen.

Leon war der Sohn eines reichen Handelsherrn; er hatte die Wahl unter sehr vielen hübschen Töchtern der Vaterstadt, und er wählte Victorinen. Die beiderseitigen Eltern des Paars waren es zufrieden. Es waren schöne Wochen und Monde, wo die Liebe ihr Reich in zwei gleich jungen, der Welt und ihren Freuden entgegenblühenden Herzen gründete. Die Voranstalten zur Vermählungs-Feier wurden bereits getroffen, als das Unglück herannahte und sein eherner Schritt vor der Thüre des Hauses hörbar wurde, wo Glück, Frieden und

Unschuld sich eingebürgert hatten. Victorinens Mutter verlor durch den Bankerott eines befreundeten Handelshauses ihr Vermögen und wurde arm, ganz arm. Welch ein häßliches Wort für eine frivole, in Genüssen schwärmende Welt! Wie widrig ist sein Klang dem Ohre, das den wollüstigen Melodien lauscht, die durch die goldenen Säle hallen, an den Tischen ertönen, wo Ueppigkeit und Muthwille schwelgen! Niemand hatte aber daran gedacht, daß dieser Unglücksfall irgend eine Störung angeknüpfter Verhältnisse zur Folge haben würde, am wenigsten dachte hieran die Wittwe. Sie wußte ja, daß der Verlobte ihrer Tochter reich war, daß er nicht nöthig hatte, durch seine Heirath Schätze zu erwerben. Wie erschrak sie daher, als ein Brief des alten Handelsherrn sie eines Andern belehrte! Dieser ehrwürdige Mann, der keinen Begriff davon hatte, wie man bei so bewandten Umständen noch die Forderung an ihn stellen könne, daß er seinem gegebenen Worte treu bleibe, zerriß das Band mit der größten Kälte und Leichtigkeit. Man wußte nicht, ob Leon gern

gehorchte; es genügt zu wissen, daß er überhaupt gehorchte und daß man ihn hinfort im Hause der Wittwe nicht mehr sah.

Ich will euch die arme Victorine nicht vorführen in ihrem Schmerz und in ihren Thränen. Habt Erbarmen, gebt ihr Einsamkeit, Dunkel, Entfernung, Zeit, vor Allem gebt ihr Arbeit, schwere, anhaltende Arbeit, damit die mit Kummer beladenen Stunden ein wenig schneller hinwegeilen. Die Wittwe, zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken, bezog eine ärmliche Wohnung, gewann durch Händearbeit kärglichen Lohn und Victorine gab Musikunterricht für Geld. Aber es fanden sich wenige Schülerinnen; gerade dieser Erwerbszweig wurde von so vielen armen Mädchen gewählt und alle hatten mehr Mittel, sich bekannt zu machen. Victorine, die stumme, schüchterne, mit ihrem Weh und der schweren Demüthigung kämpfende Victorine, blieb bei diesem Wettkampf weit zurück. So fand sich zum Glück ein anderer Ausweg. Es wurden kleine Tanzgesellschaften in der Nachbarschaft gegeben, und

es fehlte an Tanzmusik. Man wollte nicht viel ausgeben und doch wollte man das Vergnügen in reichlichem Maaße genießen. Victorine bot sich an für ein billiges Honorar zum Tanze zu spielen, und man ging darauf ein. Es war grausam, das junge Mädchen, das selbst noch der Lust, dem Spiel und dem Vergnügen angehörte, lange Stunden hindurch am Clavier gefesselt, für das Vergnügen Anderer sorgen zu lassen. Ich sage, es war grausam, aber was kümmert das die Welt? Nur selten verirrte sich ein Blick auf das bleiche Antlitz zwischen den zwei Lichtern, das hinter den Notenblättern hervor sah. Die jungen Mädchen, die geschmückt und blühend im Wirbel des Tanzes vorbeiflogen, hatten ein mitleidiges Lächeln, wenn sie eine ihrer Schwestern so arm, gefesselt und geknechtet dasitzen sahen, aber keiner kam es in den Sinn, die Länge des wonnevollen Tanzes auch nur um eine Minute zu kürzen. Die Arme möchte vor Ermüdung zusammenbrechen, der Ball mußte die gehörige Anzahl Freudestunden behalten. Und welches Recht hatte sie, sich zu

beklagen? Empfing sie nicht ihren Lohn? Hatte der Diener nicht den Befehl erhalten, der „Claviermamsell“ eine Tasse Thee aufs Notentischchen nebenan hinzusetzen? Konnte sie sich nicht sogar auf ein Glas Punsch Rechnung machen? Geschah es nicht, daß Einer oder der Andere der jungen Herren ein ziemlich artiges Wort an sie richtete, das beinahe so klang, als wenn dieser wohlwollende und gütige Herr ihr blondes Haar nicht ganz unschön fände? Durfte sie mehr verlangen? — War dies nicht Herablassung und Güte, so groß, so wunderbar, so völlig unerwartet und unverdient? Gewiß, die fieberhafte Röthe auf den Wangen des armen Mädchens, wenn sie endlich nach sechs Stunden peinlichen Sitzens sich erhob, wenn sie die krampfhaft zuckenden und mit brennenden Schmerzen erfüllten Hände endlich mit den Handschuhen verhüllen durfte — gewiß, diese Röthe war eine Röthe der Freude, des Entzückens, des Danks für einen so herrlichen Abend! Aber so schlimm diese Pein, so wurde sie dennoch übertroffen vom Moment, wo die Silberlinge ihr

in die Hand gezählt wurden, so roh, so schonungslos und mit so viel Vorwurf und Geiz, zuletzt sogar mit der Drohung, daß man eine „Claviermamsell“ annehmen würde, die anhaltender, taktvoller und dazu noch eine Stunde länger für denselben Lohn spiele. Das war so süß zu hören für die Arme, das begleitete sie wie die Nachtmusik des Festes, wenn sie in früher Morgenstunde ihren einsamen Weg nach Hause schlich, ohne Begleitung, ohne Trostspruch, ohne auch nur ein Wort des Abschieds. — So gehen die Miethlinge ihre nächtlichen Pfade nach Hause, wenn der reiche Herr aus seinem Palaste sie entläßt. Es kümmert ihn nicht, ob und in welcher Höhle des Jammers und des Verbrechens sie ihr Lager finden.

Eines Tages erhielt Victorine Befehl, in einem ihr noch unbekannten Hause zu erscheinen. Sie ging arglos hin, unterm Arm ihre Notenbücher, welche die herrlichsten, neuesten Tänze enthielten, Tänze, die im Stande waren, eine Welt von Kummer und trüber Stimmung wie mit einem Zauberschlage zu ver-

scheuchen. Erst als sie ihren Platz am Clavier eingenommen, erfuhr sie, daß man in kleinerem Familienkreise die Nachfeier einer Vermählung feiern wolle. Es konnte ihr dies gleichgültig sein; genug daß, wie fast immer, das Glück das Unglück berufen hatte, um ihm lustige Weisen aufzuspielen, daß die Freude dem Schmerze ihre Triumphlieder abzwang. Bleich und stumm, wie immer, saß unsere Unglückliche zwischen ihren zwei hellbrennenden stolzen Wachskerzen. Ihre Hände — diese Hände waren lange nicht mehr schön — wühlten in den heiteren Tönen wie ein frischer Zephyr auf Beeten unter buntflammenden Tulpen wühlt. Jeder Ton war eine helle, blitzende Farbe, doch fehlte es auch nicht an klagenden, sehnsüchtigen Klängen, die wie kokette Mädchen nur zum Schein unglücklich thaten, um ihren hübschen Gesichtern auch die kleidsame Miene des Leids für wenige Sekunden anzupassen; dann aber war alles wieder kecker Scherz und stürmischer Muthwille.

Mitten im Spiel öffnete sich plötzlich eine der Nebenthüren, und von einem Schwarm fröhlicher, ge-

putzter Mädchen mehr hereingezogen als geführt, erschien der junge Vermählte, den man zwingen wollte, sich auf kurze Zeit von seiner Schönen zu trennen, um nun noch dem Tanze anzugehören. Der schöne junge Mann erlitt den anmuthigen Zwang mit sehr viel gutem Geschick und großer Heiterkeit. Er blickte im Kreise herum! sich eine Tänzerin zu wählen, sein Auge flog gleichgültig an dem Clavier und dem Platze, den davor die Spielerin einnahm, vorüber; aber die Blicke Victorinens, gewöhnlich auf die Notenbücher gerichtet, hatten sich beim frohen Tumult im Saale erhoben, und — ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen — sie hatte Leon erkannt. Einen Augenblick stockte die lustige Musik; alle Blicke wandten sich unwillig zum Clavier; der heitere Takt ging wieder vorwärts. Victorine hatte mit aller Anstrengung ihrer Kräfte den entsetzlichen Schmerz überwunden, sie zwang Leben und Bewegung in die erstarrten Hände, und diese gaben mechanisch jene hüpfenden, zierlichen Töne, die wie fröhliche Kinder um das verhüllte Haupt einer Leiche

spielten, nicht wissend, welchen Graus sie mit Hymnen der frischesten, frohesten Jugend umtanzten. O ihr, die ihr noch ein Herz habt, zu fühlen, was Leid und Weh ist, ihr begreift, welch eine Pause dies war, die jene wenigen Takte fehlen machte!

Einen Augenblick hielt Victorine so aus, doch schon weniger von ihrem Schmerze überwältigt; das Bewußtsein, daß Leon sie nicht erkannt, gab ihr Muth; bald aber merkte man ihrem Spiel an — und jedes Ohr, das unter der Herrschaft einer Seele stand, mußte es merken — daß eine große, erschütternde Bewegung in dem Herzen der Spielerin vorging. Jetzt veränderte sie den Gang des Musikstücks und — o Wunder des Frauenherzens! — jetzt gingen die Takte unmerklich und leise in eine andere Melodie über, und diese Melodie, wie wunderbar und fremd sie auch war, Einem in der Gesellschaft waren es bekannte Töne: es war der Flora-Walzer, den die zitternden Hände der einst Geliebten, jetzt Verstoßenen vortrugen. Dieser Walzer, diese für ein fröhliches Herz geschaffenen Klänge, sie wurden

mahnende Stimmen, die die Untreue, den Verrath züchtigten. Leon richtete seinen Blick auf Victorinen, er erkannte das Opfer seiner Treulosigkeit, und wagte nicht, ihr zu nahen; doch sie — verzieh ihm. Schnell in den früheren Walzertakt übergehend, begrub das arme Mädchen ihre Qualen, ihre schnell vorübergehende Rache, ihren Zorn. Niemand in der Gesellschaft ahnte, daß hier zwei Herzen miteinander Rücksprache genommen, daß hier ein Verbrechen eingestanden und gesühnt worden.

Die Nase des Sultans.

Ich kam von einem weiten Spaziergange spät am Abend ermüdet nach Hause und fand auf meinem Schreibtisch folgendes Billet von einem Freunde: Wir erwarten Dich auf ein Stündchen in unserem Dir wohl bekannten Abendkreis. Du findest einen höchst gelehrten Reisenden bei uns, der eben aus dem Orient kommt, dessen Bekanntschaft zu machen Dir nicht anders als erwünscht sein kann. Zudem verspreche ich auch Deinem Gaumen einen Genuß; unser Reisender hat eine Menge fremder eingemachter Früchte mitgebracht, von denen er uns einige zum Dessert für unser Souper gönnen will. Wir erwarten Dich; komme bestimmt und laß nicht, nach Deiner alten schlechten Gewohnheit, auf Dich warten.

Ich drehte das Billet zwischen den Fingern hin

und her, ich prüfte die Glätte des Papiers und rieb die Oblate ab; gähnend besann ich mich, ob ich zum Freunde gehen sollte oder nicht. Endlich warf ich einen Blick auf die Uhr; es war zehn, also die höchste Zeit, um noch zum Souper mich einzufinden. Eine flüchtige Toilette wurde gemacht, und ich weiß mich zu erinnern, daß ich mich einen Augenblick besann, ob die trüben Augen, die mir aus dem Spiegel entgegen blickten, auch die meinigen seien. Meine Schläfrigkeit wich aber nach und nach, rüstig verfolgte ich meinen Weg, den Gensdarmenmarkt entlang, am großen Opernhaus vorbei und dann noch einige Straßen, bis ich in die Nähe des Flusses kam und das Haus meines Freundes erreichte.

Man empfing mich mit Vorwürfen, die Hausfrau drohte mir mit erhobenem Zeigefinger und mein Freund verschluckte sich an einem Glase Wein und gerieth in ein wildes Husten, das zum Glück seine Verweise erstickte. Als er wieder zur Besinnung kam, hatte er genug zu thun, mich seinem

Gaste, dem berühmten Reisenden, vorzustellen. Dieser Herr sah mich nur flüchtig von der Seite an; ich hatte ja keine tätowirte Haut, keinen Rock von Binsengeflecht, keine Schuhe aus Baumrinde; was konnte ihm an mir Interesse einflößen? Auf einem Seitentische stand eine bauchige Flasche von seltsamer Form; aus ihrem geöffneten Schlunde strömte ein aromatischer Duft. Ich näherte mich diesem exotischen Gebilde. Halt! rief mein Freund, rühre nicht daran! Zum Nachtisch wirst Du schon Deinen Theil erhalten. Ich bitte Dich, zügle Deine Neugier und raube uns nicht Allen den Genuß, diese eingemachten Wunder, diese tutti frutti eines andern Welttheils von der Hand ihres Spenders selbst uns präsentirt zu sehen. Natürlich stand ich ab und wartete, bis dieser große Moment erscheinen werde. Er kam.

Mein Freund nahm das Gefäß, wie ein Antiquar eine altegyptische Vase anfaßt, mit derselben Weihe und Ehrfurcht, und setzte es vor uns auf den Tisch. Er verlang eine silberne Gabel, und

als diese ihm gereicht worden, zog er aus dem dunklen Schlunde eine parfümirte Frucht nach der andern hervor, und gab sie uns auf die kleinen Porzellanteller. Diese einbalsamirten Fruchtmumien sahen nicht zum Besten aus, sie zeigten sich welk und vertrocknet, wie menschliche Mumien; aber es ist wahr, ihr Geschmack war so köstlich, als der Feinschmecker nur irgend wünschen und hoffen konnte. Der Reisende nannte selbstgefällig die Namen der Früchte, und gab eine kurze Beschreibung ihres Wachsthums und der Pflege, die man ihnen widmete. Nur eine Frucht wurde von ihm mit einem kleinen unzufriedenen Murmeln bei Seite gelegt, und gerade diese hatte eine schöne, goldgelbe, ins Rothe spielende Färbung. Sie war nicht groß und hatte die Form einer Birne.

Was legen Sie da bei Seite, mein verehrter Herr? fragte mein Freund. Gewiß etwas, das für uns zu gut ist.

Der Reisende lächelte. Im Gegentheil, erwiderte er, die Frucht ist zu schlecht; ich begreife

nicht, wie sie mit den andern in die Flasche gekommen ist.

Zu schlecht? Lassen Sie mich kosten.

Nein, nein! Ich sage Ihnen, sie taugt nicht.

Aber sie sieht so schön aus.

Gleichviel taugt sie nicht. Man erzählt sich ein wunderliches Mährchen von den Wirkungen, die sie auf den Genießenden machen soll; ich glaube nicht daran, allein sie ist überdies widrig von Geschmack.

Ein Mährchen? rief ich lebhaft; erzählen Sie.

Die Frucht ging jetzt auf ihrem kleinen Teller von Hand zu Hand, Jeder besah sie genau. Ja, sagte der Reisende, in der Türkei und an den Küsten Asiens, wo sich diese Sorte Feigen findet, nennt sie das Volk „die Nase des Sultans" und erzählt, wer von ihr genieße, erlebe allerlei Seltsames und Verrücktes. Ihm geschehe, was keinem Andern geschieht, und er erblicke, was kein Anderer erblickt. Von einem Mährchenerzähler, der die wunderlichsten Erfindungen vorbrachte, und den ich in einem bekannten Kaffeehause oft zu hören Gelegenheit hatte,

sagten mir die Nachbarn, die mein Ergötzen und Erstaunen sahen, heimlich ins Ohr: Er hat in die Nase des Sultans gebissen. Anfangs hielt ich dies für einen burlesken Scherz, später erfuhr ich aber vom Dasein dieser Feigengattung und von dem magischen Einflusse, den man ihrem Genusse zuschreibt.

Wie sonderbar! riefen wir Alle, und die kleine Birne wurde noch genauer betrachtet. Sie hatte allerdings die Form einer häßlichen, dicken, gebogenen Nase, an der plumpen Spitze geröthet wie bei einem Weintrinker.

Ob ich wohl davon koste? rief ich und hob mein Messer, um ein Stückchen abzuschneiden. Mein Freund nahm mir den Teller aus der Hand. Wozu diese Lüsternheit! rief er unwillig. Du hörst ja, daß sie schlecht schmeckt.

Aber ich möchte gern etwas Ungewöhnliches erleben.

Das wirst Du ohnedies, wenn Du heute um zwölf Uhr Dich zu Bette legst, da Du gewohnt bist, um zehn Uhr schon die Ruhe zu suchen.

Ich schwieg und der Teller mit der Frucht wurde von der Hausfrau mit einem kleinen Schauer abergläubischer Furcht auf die Console des Kamins gesetzt.

Ich weiß in der That nicht, wie es kam, allein ich befand mich bald in unmittelbarer Nähe des kleinen Fruchttellers. Die Erzählungen des berühmten Reisenden vermochten mich nicht so anzuziehen, wie dieser kleine Teller mit seinem geheimnißvollen Inhalt. Ich konnte nicht widerstehen; ehe ich's mir selbst versah, hatte ich ein Stück von der Sultans-Nase abgeschnitten und verzehrte es heimlich; ein zweites größeres Stück folgte, dann ein drittes und endlich der Rest. Der Teller war leer. Ich hatte die verzweifelte Frucht in mir. Was nun? Sie hatte nicht gut geschmeckt, sie erregte einen herben Kitzel im Gaumen, sie war, wie manche Freuden im Leben, zugleich bitter und süß. Ich ging im Zimmer auf und ab, und hielt mir selbst eine kleine strafende Vorlesung über den Aberglauben. Sie übte die gewünschte Wirkung; meine

Vernunft sagte mir, daß eine Feige eine Feige und nichts mehr und nichts anderes sei, und als ich dergestalt mein Gewissen beruhigt hatte, kehrte ich zum Tisch, zu den Freunden zurück. Es war aber mittlerweile spät geworden; man trennte sich. Ich nahm Abschied und ging gleichfalls. Noch warf ich einen Blick auf den leeren Teller zurück.

Als ich mich auf der Straße befand und unter manchem Händedruck Abschied von dem berühmten Reisenden genommen hatte, gedachte ich eines Versprechens, das mir in den Zerstreuungen dieser Tage gänzlich entfallen war, nämlich einem kleinen Familienfeste beizuwohnen, das in einem befreundeten Hause gegeben wurde. Das Haus war nicht sehr entfernt, und ich bog sogleich dahin ab. Der herrlichste Mondschein erleuchtete Straßen und Plätze. Es mochte ungefähr Mitternacht sein. Alles still, Alles einsam. Die Nachtwächter halten ihre Runde, oder sitzen auf den Treppen der Häuser, düstre, schweigende Gestalten; ein einsames Pärchen eilt um die Ecke, ein Trupp später Schwärmer ver-

schwindet über jene Brücke, in der Schattenlinie wankt unsichern Ganges ein alter Anakreon der Vorstadt, der sich schweren Gewissens und schwerer Zunge seinem Hause nähert. Ich gehe an diesen Schattenbildern rüstig vorüber und ersteige bald die erleuchtete Treppe des Festhauses. Sie ist mit Blumen geschmückt, und mit einem Teppichstreifen bedeckt. Auf diesem rothen Grunde sehe ich einen kleinen weißen Damenhandschuh liegen, den ich sogleich aufhebe und zu mir stecke.

Als ich in den Saal trete, tanzt man eben und die Paare fliegen an mir vorüber, einen Strom von Wohlgerüchen aus den aufgepauschten Florärmeln und flatternden kleinen Shawls ausblasend. Kaum finde ich eine schmale Straße, wo mein Fuß wandeln kann, um in das Zimmer zu gelangen, wo Wirth und Wirthin einen Kreis stiller Gäste am Einschlafen zu hindern suchen durch die banalen Phrasen, die bei solchen Gelegenheiten in Bewegung gesetzt werden. Als ich komme, entsteht eine kleine Heiterkeit; man ermuntert sich, man fragt, man

rückt zusammen, um mir Platz zu machen. Ich erzähle einige Stadtanekdoten; mittlerweile hat der Tanz aufgehört und eine junge erhitzte Schöne kommt, um in dem kühleren Zimmer auszuruhen.

Dieses reizende Mädchen mit ihrer Munterkeit, die nicht erkünstelt ist, mit ihrem Witze, der nicht erborgt ist, mit ihrer Gutmüthigkeit, die nicht zugleich fade ist, wie die Gutmüthigkeit leider zu sein pflegt, hat mich schon lange angezogen, und jetzt, da ihre Bewunderer sie auf wenige Augenblicke verlassen haben, übernehme ich diese Rolle mit großer Bereitwilligkeit. Dabei habe ich jedoch noch Zeit, ihren Anzug zu mustern; er ist, wie immer, sehr einfach aber geschmackvoll, und hier und da nicht ohne Verschwendung, die aber sehr fein und fast mit Koketterie versteckt ist. So hat gewiß keine der jungen Damen einen so schönen künstlichen Kranz weißer Rosenknospen auf dem Haupte. Obgleich nur Blumen von Flor, haben sie die Frische und den Glanz der wirklichen. Meine Augen werden nicht müde, diesen schönen Kranz zu betrachten; aber wie wird

mir, als ich ganz deutlich zu bemerken glaube, daß in Zeit der wenigen Minuten, seit wir mit einander sprechen, die Knospen sich öffnen und zu Rosen erblühen. Immer weiter öffnen sich die Kelche — jede Knospe wird zur Rose. Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen.

Was ist Ihnen? fragt endlich meine Nachbarin. Warum blicken Sie mir so starr auf das Haupt?

Ich betrachte die weißen Rosen, die Sie in den Locken haben.

Ja, und sind sie nicht sehr schön?

Allerdings. Ich kann nichts mehr sagen, denn meine Schöne ruft jetzt ihrerseits ganz erstaunt: Was ist das? Sie haben da einen Damenhandschuh?

Ich fand ihn auf der Treppe.

Aber es ist ein Handschuh mit sechs Fingern.

Ich sehe meinen Fund näher an, und in der That! es ist ein zierlicher kleiner Damenhandschuh von dem feinsten Leder aber — mit sechs Fingern. Ich schleudre ihn fort, als hätte ich eine Spinne in

den Händen, indem ich vor mich hinmurmle: Wer kann denn hier in der Gesellschaft eine Hand mit sechs Fingern haben? Solche Difformitäten sind mir in der Seele zuwider. Ich denke noch hierüber nach, als mein Auge wieder auf den wunderbaren Kranz fällt, dessen Rosen jetzt völlig aufgebrochen sind, und dessen Zweige so lang zu wachsen anfangen, daß sie schon die Locken durchbrechen und ins Gesicht hängen. Ei, denke ich, sie verwächst wohl endlich gar in ihren Kranz, der eine Art undurchdringlicher Laube um sie her bilden zu wollen scheint. Vortrefflich! Das wäre also das bekannte Mährchen: die Schöne im Dornbusch. Auf einen solchen Scherz ist es auch wohl abgesehen, obgleich ich nicht begreife, wie man dies so täuschende Wachsen der Rosenzweige hervorgebracht hat.

Der Tanz hat wieder begonnen und meine Schöne bewegt sich rasch im Walzer, während die langen Rosenzweige um sie her flattern und den Nachbarn in die Augen schlagen. Ich nähere mich einer alten Dame und mache sie auf dieses Schauspiel

aufmerksam, völlig überzeugt, sie in großem Erstaunen über dieses Wunder zu sehen, allein sie antwortet mir in gleichgültigem Tone: Es ist nicht ganz hübsch; allein die Mode will es so. Seit diese künstlich wachsenden Kränze erfunden worden, will Jede einen solchen Schmuck.

Also eine neue Erfindung! spreche ich zu mir selbst, und trete an einen Spieltisch, wo vier ältliche Herren sehr eifrig mit den Karten beschäftigt sind. In der Zerstreuung den Blick auf die Blätter heftend, werde ich durch einen besonderen Umstand aufmerksam: die Karten sind völlig weiß, keine Spur eines Abzeichens auf ihnen; dennoch geben die Spieler sie eifrig hin, als wenn es die gewöhnlichen Karten wären. Was ist das? rufe ich plötzlich, das sind ja weiße Blätter! Welches Spiel spielen Sie, meine Herren? — Whist! ist die Antwort, und man würdigt mich weiter keiner Aufmerksamkeit.

Indem wende ich mich um, und erblicke eine grüne Säule im Saal, ein Käfig aus Rosenzweigen, in welchem sich eine lebende Gestalt regt. Ich trete

hinzu — es ist meine Schöne mit dem Rosenkranz. Alle sind um sie beschäftigt, das Gitter zu durchbrechen und sie zu befreien. Auch ich arbeite daran, da berührt meine Hand die meiner Nachbarin, und ich erfasse die Hand mit den sechs Fingern. Erschreckt trete ich zurück und gewahre jetzt eine neue wunderliche Erscheinung. Der Saal, der früher sehr geräumig gewesen, hat sich, der Himmel weiß wie, um die Hälfte verengt. Erst jetzt sehe ich, daß die Wände langsam und kaum merklich zusammenrücken.

Ich gerathe in ein Entsetzen, das sich nicht beschreiben läßt, ich laufe umher, um Jedermann auf diesen bedrohlichen Umstand aufmerksam zu machen; man lacht mir ins Gesicht und sagt: das sei ja die neue Einrichtung bei den Häusern, durch die man nach Belieben kleine oder große Räume hervorbringe.

Wohl! aber das Zimmer wird immer enger! Schon ist der Saal zu einem Kabinet geworden, und die Herren am Spieltische, die mit den weißen Papierschnitzeln spielen, als wären es Karten, rücken

uns immer näher und thun dabei, als müßte es so sein. Ich sehe mich überall um und jetzt endlich bemerke ich, daß auch Andere meine Bestürzung theilen. Man läuft zusammen, man flüstert; der Raum wird immer enger, Alles sucht die Thüre und Niemand kann sie finden.

Das ist mir eine schöne Ueberraschung! ruft die Wirthin mit schlecht verhehlter Angst. Der Diener weiß mit dem Schraubenzuge noch nicht umzugehen, er hat zu stark geschraubt, und die Thüre dabei versperrt. Retten Sie sich, meine Herren und Damen, das Zimmer wird immer kleiner!

In der That schon sind wir aneinander gepreßt wie die Blätter eines Buchs; immer näher rücken die Wände, die Hitze wird unleidlich. Einige klettern an den Wänden hinauf, vergebens; der entsetzlichste Tod, der Tod des Erstickens wird sie auch dort erreichen. Man will sich aus den Fenstern stürzen, aber auch die Fenster weiß man nicht zu finden; keine Oeffnung, weder Thüren noch Fenster! Mich packt ein Grausen; ich sehe dicht an mich herange=

drängt lauter verzerrte und aufgedunsene Gesichter. Endlich ruft eine Stimme: Die Thüre! die Thüre! Ich breche mir Bahn und glücklich gelingt es mir, einen Spalt der Thüre zu erreichen, im Augenblicke, da sie eben wieder verschwinden will.

Ich bin im Freien, ich bin gerettet; keuchend stürze ich die Treppe hinab und athme wieder auf, als ich die Straße erblicke, den Kanal, den hellen Mondschein. Wer ist glücklicher als ich! Noch einmal wende ich den Blick zurück auf's Haus, und nun erblicke ich im Glanze des Mondes oben auf dem Dache den Diener, wie er an einer mächtigen Schraube arbeitet. Halt ein! schreie ich ihm zu; es ist genug! Er hört meine Stimme, er hält inne, und siehe da, das Haus erweitert sich wieder, die Fenster treten in ihre alten Stellen zurück, man hört einen lauten Schrei der Freude von innen herausschallen. Die Armen! rufe ich, indem ich die Straße verlasse, sie sind gerettet! Wer heißt sie aber auch alle neuen Erfindungen nachmachen. Es kann auf diese Weise so grausenvolles Unglück

geschehen. Jetzt muß ich aber machen, daß ich nach Hause komme, es muß stark über Mitternacht sein. Ich biege in die nächste Straße und eile fort, als verfolge mich Jemand. Plötzlich ist mein Fuß gehemmt, ich kann nicht vorwärts und nicht zurück. Zugleich fühle ich auch meine Arme gehalten und erkenne jetzt ein feines Netz, das seine Maschen sehr dicht, im Mondschein kaum sichtbar in der Luft ausbreitet. In diesem Netze bin ich und noch mehrere Andere; wir schweben unbeweglich in der Luft; unmöglich ist's, die kleinste Bewegung zu machen, so eng haben sich die Maschen des verwünschten Netzes um unsere Glieder gespannt. Was ist das? rufe ich. Ist's wohl erlaubt, auf offener Straße hier Netze auszuspannen?

Allerdings! entgegnet mir mein Nachbar. Der kürzlich angekommene berühmte Gelehrte hat sich diese Erlaubniß ausgewirkt. Sie sehen jenes seltsam gestaltete große Gebäude mit dem einen großen runden Fenster; dieses Haus ist ein kolossales Daguerreotyp, das beim Mondlichte fungirt, weil man

gefunden, daß das Sonnenlicht zu viel Farbestoff hat. Dabei geräth alles Lebendige, was hier vorbeikommt, in dieses Netz und wird auf wenige Minuten seiner Bewegung beraubt, um so mit Genauigkeit auf die Platte der stets arbeitenden Maschine zu kommen. Morgen wird Ihnen der äußerst humane und gefällige Professor einen Abdruck dieser nächtlichen Scene in's Haus schicken. Sie werden dann mit Lachen sehen, in welchen oft sehr possirlichen Stellungen wir hier figuriren.

Ich hörte diese Erklärung und wurde stumm vor Staunen, Aerger und Verdruß. Glücklicherweise ließ man uns nicht lange zappeln; das Netz wurde entspannt, und wir konnten unsern Weg ungehindert fortsetzen. Meine Phantasie war jedoch jetzt so gereizt, daß sie überall Netze in der Luft erblickte und keinem Schatten an der Wand mehr traute. Wenn ich nur endlich zu Hause ankomme, denke ich, mir Muth einsprechend, dann soll in meinem sichern Zimmer kein neues Abenteuer mich belästigen.

Ich gelange in meine Straße und vor mein Haus, wenigstens kommt es mir so vor, als sei es mein Haus. Ich betrachte es mit Wohlgefallen und ziehe schon den Schlüssel hervor, um die Hausthür zu öffnen, als Jemand, der eilig die Straße herab kommt, mir zuruft: Nun wo bleiben Sie denn? die Linie ist vollzählig, nur Sie fehlen noch. Wenn Alle so saumselig sein wollten, so würde die herrliche Erfindung ganz nutzlos sein, und der Staat bezahlte umsonst seine Leute.

Ich sehe mir den Mann genauer an, der mir diese unverständlichen Vorwürfe macht und bemerke, daß er in einer Art Uniform steckt, und einen sonderbaren Zierath auf dem Kopfe trägt. Es ist nämlich ein Hut mit einer langen Eisenstange darauf. Das nimmt sich sehr possirlich aus. Statt zu antworten lache ich. Darüber ärgert sich der Stangen-Mann, packt mich bei der Brust und zerrt und stößt mich so, daß ich wider Willen in Reih und Glied mit einer großen Anzahl Leute komme, die alle in einer langen Linie unbeweglich stehen, und

alle eine so seltsame Kopfbekleidung haben. Eben eine solche setzt man mir auf.

Nun! ruft man, ist Alles in Ordnung? Der Telegraph kann nun operiren.

In diesem Augenblicke schnurrt und wispert etwas über uns dahin und aus jeder Stangenspitze sprüht ein elektrischer Funke.

Was soll das? frage ich.

Was das soll? wiederholt mein Nachbar. Dies ist der neue ambulante Telegraph. In jedem Stadtviertel bildet sich ein solcher und dadurch ist's möglich, daß wichtige Nachrichten in jedes beliebige Haus geleitet werden können. Die Erfindung ist unbezahlbar. Eben jetzt hat der Polizeichef erfahren, daß in einer entfernten Stadtgegend das Rad am Wagen eines Mitgliedes des königlichen Hauses gebrochen ist.

Und dazu mißbraucht man mich! rufe ich ärgerlich. Zu solchen Zwecken nimmt man mir meine Freiheit! Kaum den Netzen eines impertinenten

Daguerreotyps entschlüpft, falle ich in die eines eben so unverschämten Telegraphen.

Ich erhalte keine Antwort. Die Linie geht auseinander und man läßt mich ebenfalls frei. Jetzt will ich mit Ungestüm in mein Haus dringen. Als ich schon den Schlüssel im Schlosse umdrehe, höre ich ein diabolisches Pfeifen und zugleich mehrere Stimmen, die rufen: Nur schnell zu den Plätzen!

Ja wohl, schnell zu den Plätzen! rufe ich und will eindringen, als eine Stimme ruft: Schon besetzt!

Durch die geöffnete Hausthüre sah ich auch, daß eine große Menschenmenge sich meiner ehemaligen Wohnung bemächtigt hat. Zu gleicher Zeit fühle ich einen Stoß, und der Boden schwindet unter mir. Was ist das? frage ich. Ei, entgegnet man mir, Sie befinden sich auf der neuen Eisenbahn.

Ich? auf der Eisenbahn? rufe ich entsetzt. Was soll das bedeuten?

So wissen Sie noch nicht, entgegnet man mir sehr artig, daß man neuerdings ganze Straßen

auf die Bahn gebracht hat, und sie so weiter fördert?

Kein Wort weiß ich davon, und mein Wunsch ist in mein Haus zu gelangen, je eher je lieber.

Aber Sie sind in Ihrem Hause! schreit man mir entgegen.

Es ist keine Zeit zur Erwiderung; ich fahre immer weiter. Es ist allerdings mein Haus, aber dieses Haus geht mit mir in alle Welt; da muß ich natürlich folgen. Ich suche mein Bette, allein in demselben sitzt ein Eisenbahn-Kondukteur, der ruhig seine Cigarre schmaucht, und mich höhnend von der Seite betrachtet, als wäre ich ein frecher Eindringling.

Das ist zu viel! rufe ich, die neuen Erfindungen treiben uns noch von Haus und Hof.

Nicht mehr wie billig, entgegnen mir viele Stimmen; man muß den Fortschritten der Zeit sein eigenes kleinliches Interesse opfern.

Sein eigenes Interesse! Wohl, aber nicht sein Bett. Ich will in mein Bett. Ich bin heute

bereits länger als je zuvor wach geblieben, und jetzt will ich zur Ruhe! —

Indem ich dies sage, mache ich einen gewaltigen Sprung, um mich in meine Schlummerstätte zu schwingen. Halt! halt! ruft man von allen Seiten, allein ich achte nicht darauf; endlich fühle ich Arme und Beine gefesselt, und eine Stimme ruft mir in's Ohr: Aber lieber Freund, macht man einen solchen Lärm im Hause eines alten Bekannten?

Ich schaute auf und sah meinen Freund und Gastgeber dicht vor mir. Neben ihm stand seine Frau, die eine Flasche Kölner Wasser in der Hand hielt. Ich erkannte alsbald das wohlbekannte Zimmer und vor mir stand noch der Tisch mit den Resten des Soupers.

Wo bin ich? rief ich und rieb mir die Stirne.

Nun bei uns, in unserm Zimmer.

Entsetzt sprang ich auf und rief: Ich befinde mich also nicht auf der Eisenbahn, die ganze Straßen mit sich fortnimmt? Ich habe nicht beim ambulanten Telegraphen manövrirt? und habe nicht vor dem

Daguerreotyp des fremden Professors im Netze gesteckt? Ich habe nicht auf dem Balle den Anblick des Dornröschens und die Angst wegen der sich verengenden Zimmer erlebt?

Nein, nein! sagte mein Freund, Du hast hier gelegen und geträumt. Die langen Erzählungen des interessanten Reisenden haben Dich in Schlummer gewiegt.

Und die Nase des Sultans?

Die steht dort auf der Ofenconsole.

Gott sei Dank, so war Alles nur ein — Traum!

Berlin, Papier und Druck der Deckerschen Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.